



Zur Fastenzeit

In Frage gestellte Nächstenliebe: Sorge um ein gutes Gewissen – Dem Armen spenden, um ihn loszuwerden – Herrscherwille im Schein des Dienens – Dienst in Hoffnungslosigkeit – Unsere Fragwürdigkeit vor Gott wird sichtbar in unserer welthaften Situation – Etablierte Ungerechtigkeit – Unsere eigene Gesellschaft stiehlt für uns – Wenigstens einen Teil des ungerechten Mammons zurückerstatten.

Wir kommentieren

die angekündigte Bischofssynode: Sorgen Roms – Ungebührliches Voranschreiten von Bischofskonferenzen – Mangelnde Romanität – Außerordentliche Bischofssynode – Thematik: Bes-

sere Zusammenarbeit zwischen dem Hl. Stuhl und den Bischofskonferenzen – Kollegialität als Basis – Einer wehrt sich – Werden auch brennende Probleme zur Sprache kommen?

die Mitverantwortung mit dem Papst: Der Papst «allein» und im «Kollegium» – Postulate von Kard. Suenens für die Bischofssynode – Die heutige Situation der Kirche fordert größere Autonomie der Bischöfe – Eigene Physiognomie der Teilkirchen, eigenständige Rolle des Episkopats – Gedankenaustausch zwischen Zentrum und Peripherie – Mitsprache der Bischöfe bei der Vorbereitung der Synode.

Kirche

Autorität in der Kirche: Das *Argernis* – Das Amt, die größte Gefahr für den Glauben – Das

Satan-Wort an Petrus – Die Gesetzmäßigkeit des Abfalls – Petrus in Front gegen Christus – *Überwindung des Ärgernisses* – Petrus, keine bruchlose Fortsetzung von Christus – «Ihr alle aber seid Brüder» – *Erniedrigung*, die zum Ersten macht – Entäußerung, Zeichen größerer Liebe – Christus hielt seine Gottgleichheit nicht wie ein Raubgut fest.

Literatur

Buchmarktforschung: Buchproduktion im deutschen Sprachraum – Das Buch, ein Massenartikel – Das Gesetz von Produktion und Konsum – Seltsame Bestseller – Das Taschenbuch und die moderne Revolution des Buches – Je höher die Masse der Bücher, um so kürzer ihre Lebenszeit.

Hungern für Biafra?

Fastenzeit und Fastenopfer stehen dieses Jahr – nicht nur in der Schweiz – unter dem umfassenden Zielgedanken des Friedens. «Frieden – nicht ohne dich und mich», lautet der zentrale Appell; aber, so mag sich mancher fragen, trägt das, was ich tue, opfere, spende, auch wirklich und sicher zum Frieden bei? Wem dienen wir mit unseren «Aktionen» wirklich? Entlasten sie unser Gewissen oder belasten sie es? Wie weit waltet dabei Utopie, wie weit Geschäft? Solche und ähnliche Fragen hat sich Professor *Karl Rahner* gestellt, als er eingeladen wurde, an der Woche des Hungerns für Biafra, die in Bonn gehalten wurde und zu der selbst von Münster her Studenten teilnahmen, einen Gottesdienst zu gestalten. Rahner hielt die nachfolgende Predigt am 19. Dezember für diejenigen, die sich versammelt hatten, um ihr Tun in dieser Woche auch vor Gott zu bedenken und dafür seine Gnade zu erbitten.

Red.

Wenn wir Jesu Schilderung des Gerichtes der Menschen vor dem Menschensohn im 25. Kapitel bei Matthäus lesen, werden wir wohl zwei Dinge als besonders überraschend empfinden: Einmal den Umstand, daß es, wenigstens was das Ausdrückliche angeht, sich bei diesem Gericht nur um das Verhältnis der Menschen zueinander handelt, daß sich scheinbar, wenn man so sagen darf, das Schicksal der Menschen a-theistisch entscheidet. Auf jeden Fall also gibt es für Jesus auch hier entsprechend der Einheit des Gebotes von Gottes- und Nächstenliebe ein Verhältnis zu Gott, das notwendig durch unser Verhältnis zum Nächsten vermittelt wird.

Dem entspricht ein zweites, das wir ein wenig bedenken wollen: Sowohl die Geretteten wie die Verworfenen erklären in diesem Gericht, sie hätten in ihrem Handeln gegenüber dem Nächsten nichts davon gewußt, daß sie in diesem Handeln im Nächsten den richtenden Menschensohn selbst erreicht hatten. Sie erklären alle, sie hätten nichts davon geahnt, daß sie durch

ihr Verhalten gegenüber dem Nächsten, und zwar dem hungernden, kranken und unterdrückten Nächsten, ohne ausdrückliche Beziehung auf den Heil und Unheil zusprechenden Richter, sich selbst ihr ewiges Urteil gesprochen hatten.

Es würde uns vermutlich nicht sehr wundern, wenn unter den vor das Gericht des Menschensohnes Gestellten auch eine Teilgruppe derer wäre, die Gott und dem Menschensohn nur in der Anonymität des Nächsten begegnet sind. Aber daß alle, und nicht nur ein Teil unter ihnen, als solche dargestellt werden, die dem Menschensohn nur anonym begegnet sind, obwohl Jesus doch zu solchen redet, die die Wiederkunft des Menschensohnes ausdrücklich erwarten, das ist doch seltsam und befremdend. Heißt das nicht gerade, daß die Bekenner Gottes, die auf die Wiederkunft Christi Wartenden, gerade als solche zurücktreten müssen in die Masse derer, die dem Nächsten dienen, sich um seinen Hunger, seine Krankheit und sein Sterben, sein Eingesperrtsein in gewaltsame Unterdrücktheit kümmern und sonst nichts tun? Heißt das nicht, daß in einem sehr wahren und radikalen Sinn unser Glaube an Gott und unser hoffendes Verhältnis zu Christus, bei aller Ausdrücklichkeit dieses Christlichen, doch nur der immer aufs neue hinter uns gelassene Ausgangspunkt und der selbst fast vergessene Antrieb für eine Bewegung unseres Lebens sein müßten, die auf den Nächsten und seine Not geht? Ich meine, es ist so.

Wir wollen in diesem Augenblick dieses Eigentümliche des Christentums nicht weiter theoretisch in sich selbst bedenken, dieses Wissen um Gott und seinen Christus, das sich gewissermaßen wissend in ein Vergessen fallen läßt, in dem allein die Not des andern als ausdrücklich gewußte uns ganz in Anspruch nimmt und das Wissen um Gott und seinen Christus nur noch da ist als die radikale Tiefe und der absolute Ernst der Verantwortung für den Mitmenschen. Wir wollen

gleich bedenken, was dies bedeutet für unser Einstehen für die Verhungernden in Biafra.

Bedenken wir dieses 25. Kapitel bei Matthäus, dann ist uns offenbar dieses gesagt: Wir, die wir Kirche sind, demonstrieren nicht für die Kirche. Die Kirche, die wir selber sind, ist gerufen zum Dienst an den Menschen, aber sie erfüllt diesen Dienst nur dann, wenn sie ihn nicht noch einmal zum Mittel ihrer Selbstbehauptung, der Mehrung ihres Prestiges, der Entlastung ihres eigenen Gewissens macht. Der Dienst darf nicht der Schein sein, hinter dem sich Herrschaftswille verbirgt. Das ist offenbar dann am ehesten vermieden und ausgeschlossen, wenn dieser Dienst getan wird in scheinbarer oder auch wirklicher Hoffnungslosigkeit, wenn er keine spektakulären Erfolge erzielt, wenn er sogar wie eine lächerliche Utopie erscheint, wenn er nicht der eigenen Selbstbehauptung dient, wenn er nicht, wie es bei Entwicklungshilfe nur zu oft aussieht, ein Geschäft ist, das sich auf die Dauer doch lohnt, kurz, wenn dieser Dienst unter der Torheit des Kreuzes steht.

Diese dienende Bewegung auf den Nächsten hin, die von ihrem Ursprung wegläuft und ihre eigene bewegende Kraft vergißt, bedeutet, daß wir uns dabei nicht selber suchen dürfen. Wir entlasten nicht unser Gewissen von unserer Verantwortung für den Armen und Sterbenden, wir belasten es. Wir machen keine Biafra-Aktion vor Weihnachten, um dann um so genießerischer ein unbeschwertes Weihnachten einer Wohlstandsgesellschaft feiern zu können. Wir denken an Biafra nicht, um nachher um so gründlicher vergessen zu können, was mit diesem Wort gesagt wird, wir spenden dem Armen kein Almosen, um ihn loszuwerden, um ihn aus der fröhlichen Helle unseres Daseins herauszurücken, damit er da nicht mehr störe. Es schadet nichts, wenn wir Weihnachten mit einem schlechten Gewissen feiern, was die bürgerliche und familiäre Seite dieses Festes angeht.

Wir dienen bei einer solchen Aktion nicht der Kirche, sondern sie dient selber in uns, wir sorgen nicht für unser gutes Gewissen, wir spiegeln uns nicht in unserer selbstlosen Tugend, die höchst zweifelhaft ist, wir suchen nicht einmal unsere Pflicht zu tun, wenn diese Pflichterfüllung dabei selbst noch einmal das angestrebte Ziel wäre, wir dürfen nur an den verhungerten Mitmenschen denken und sonst an nichts. Er ist Ziel und nicht noch einmal Mittel zu etwas anderem, nicht Vermittlung zu uns selbst. Ob uns das überhaupt gelingt? Das kann keiner von sich selbst so genau wissen. Denn auch in der Tat der Nächstenliebe kann man sich nochmals selber suchen. Und so wird, so paradox es klingen mag, die gute Tat nochmals zur Erzeugung eines schlechten Gewissens. Trösten kann uns dabei eigentlich nur das Wissen darum, daß durch solche Tat dem Nächsten genützt wird, auch wenn sie uns selber vor Gott und unserem Gewissen nicht nützt. Aber auch dieser schwache Trost ist nur für den, der ängstlich darauf bedacht ist, daß die reale Wirklichkeit seiner Tat im Unterschied zu seiner Gesinnung nicht doch noch am Ende ein gutes Geschäft für ihn selber wird. Es gibt ja genug Methoden, auch die Objektivation der guten Tat zu pervertieren, angefangen vom harmlosen Absetzen der Spende von der Steuer bis zu all den Rechtfertigungen von Entwicklungshilfe dadurch, daß man nachweist, sie kurble die eigene Wirtschaft an oder ihre Unterlassung schade uns auf lange Sicht selber.

Wenn wir solch eine Aktion für Biafra in das Licht des Evangeliums rücken, wird uns eine grundsätzliche und unausweichliche Situation deutlich, die uns mit Schrecken erfüllen kann.

In früheren Zeiten hat der Mensch die Fragwürdigkeit seiner Existenz, sein Sündersein vor Gott vor allem entdeckt, indem er in sich selbst hineinblickte und da die Fragwürdigkeit seiner Motivationen, die Widersprüchlichkeit seiner Antriebe zwischen Egoismus und Liebe zu Gott und dem Nächsten entdeckte. Heute entdecken wir die Fragwürdigkeit unserer Existenz vor Gott vielleicht deutlicher und erbarmungsloser,

wenn wir in unsere welthafte und gesellschaftliche Situation hinausblicken, dorthin, wo sich die Objektivationen dieser inneren Widersprüchlichkeit zeigen und uns die Illusion nehmen, wir könnten diese innere Desintegration in uns selbst sehr leicht überwinden.

Wie ist es denn? Nehmen wir zu unseren Gunsten an, daß wir in einer solchen Sache wie z. B. für Biafra erhebliche materielle Opfer bringen, solche, die unserem Geldbeutel – wie selten ist dies noch der Fall – wirklich wehe tun. Wir sind dabei dann nur zu leicht der Überzeugung, daß solche Almosen schon mehr als Almosen sind. Wie aber ist es in Wirklichkeit? Meist werden solche materiellen Opfer in Wirklichkeit, biblisch gesprochen, in einem ganz massiven Sinne Mammon der Ungerechtigkeit sein.

Denn wir sind reich, weil die anderen arm sind, weil die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Strukturen ungerechterweise so sind, daß wir, Leute der vollentwickelten Länder, immer noch reicher und die anderen in den sogenannten unterentwickelten Ländern immer noch ärmer werden. Wir stehlen nicht persönlich, wir verstoßen nicht gegen die sittlich-drahierten Spielregeln unserer Gesellschaft, aber die Strukturen unserer Gesellschaft und deren Spielregeln sind selber ungerecht, ausbeuterisch und unsittlich, selbst wenn wir vieles daran auf das Konto einer ungewollt tragischen Entwicklung der Gesellschaft und der Weltgeschichte setzen. Unsere eigene Gesellschaft stiehlt, wenn man es ehrlich bedenkt, für uns, macht uns reicher und bewahrt uns noch dazu unser sogenanntes gutes Gewissen.

Das Schreckliche hierbei liegt darin, daß wir, selbst wenn wir wollen, aus dieser etablierten Ungerechtigkeit, die wir die Ordnung unserer Gesellschaft und unserer Wirtschaft nennen, gar nicht ohne weiteres ausbrechen können. Da zahlt vielleicht einer mit an der Unterstützung, die seine Gewerkschaft einer evolutionären oder revolutionären Bewegung gewährt, die von einer Gewerkschaft eines unterentwickelten Landes getragen ist. Doch diese Zahlung und Unterstützung ist selber wieder getragen von dem Reichtum, der gegeben ist durch diese gesellschaftlich stabilisierte Unordnung, an der wir alle verdienen. Eine heilige Elisabeth, von Thüringen konnte noch versuchen, beim Mittagstisch die Speisen abzulehnen, an denen sie Schweiß und Tränen der ausgebeuteten Armen zu entdecken glaubte, und nur das zu essen, was nach ihrer Meinung vor diesem Verdacht geschützt war. Wir können heute solche heiligen Illusionen nicht mehr haben. Wir leben alle vom Mammon der Ungerechtigkeit, auch wenn wir uns zu den kleinen Leuten rechnen, weil auch deren Lohntüte anders wäre, wenn unsere Gesellschaft in ihren Strukturen nicht mitgeprägt wäre durch Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt, wenn wir nicht vielleicht eine einigermaßen sozial erträgliche Ordnung bei uns selbst herstellen und aufrechterhalten würden durch eine soziale Unordnung in der Welt als ganzer. Selbst dort, wo wir meinen, Gerechte zu sein, gerecht in unserer Gesinnung und gerecht durch den Respekt unserer eigenen gesellschaftlichen Ordnung, sind wir Sünder, das heißt mindestens Nutznießer einer Scheinordnung, die von sündigem Egoismus etabliert und verteidigt wird.

Und wir kommen aus diesem Gefängnis solcher Sündigkeit nie wirklich ganz heraus in die wahre Freiheit einer auch gesellschaftlich voll objektivierten Liebe und Gerechtigkeit. «Simul iustus et peccator», «gerecht und Sünder zugleich», hat die alte Theologie vom Menschen gesagt. Wir haben vielleicht – zu Recht oder Unrecht – viele moralische Tabus abgebaut, Sündenängste verscheuht, und plötzlich blickt uns nun unser eigenes Sündersein um so unerbittlicher im Spiegel des gesellschaftlichen aufs neue an. Wenn wir aber so gar nicht radikal und endgültig aus diesem Gefängnis unserer Sündigkeit, das heißt aus der durch Ungerechtigkeit mitbestimmten Situation unseres Lebens und unserer Freiheit, ausbrechen können, so

bedeutet das in keiner Weise, daß wir diese Situation einfach hinnehmen dürften, sie als berechtigt anerkennen könnten, nicht dauernd und entschlossen daran arbeiten müßten, sie zu verändern in Evolution oder Revolution, je nach dem.

Wenn wir schon alle, ob wir wollen oder nicht, vom ungerichten Mammon leben, dann ist es auf jeden Fall unsere Pflicht vor Gott und unserem Gewissen, wenigstens damit anzufangen, einen Teil dieses ungerechten Mammons zurückzugeben. Wir können dann diese Gabe nicht mehr Almosen oder Opfer nennen, so wenig wie ein Dieb seine Rückerstattung Almosen oder Opfer nennen und so edel garnieren kann. Wir sind zwar nicht – gemessen an einer individualistischen Moral – Diebe, aber Nutznießer eines kollektiven Diebstahls gegen die kollektive Moral, die alle Menschen in Gerechtigkeit und Liebe verbinden will.

Wenn wir unser Tun, für das diese Aktion für Biafra kleiner Ausdruck und nur bescheidenes Symbol ist, so betrachten, dann wird wieder deutlicher, was wir uns zuerst überlegt haben, daß nämlich all dieses Tun nicht die Kirchen und uns selber kann rechtfertigen wollen, sondern nur dann ist, was es sein muß, wenn es sich selbst über dem Armen, Hungernden und Sterbenden vergißt. Es wird klarer, daß auch eine solche Forderung nicht bloß auf eine Änderung der Gesinnung hin, die zwar vielleicht vor Gott, aber nicht vor dem Nächsten bedeutsam wäre, abzielt, sondern selbst noch einmal das konkrete, sachlich nüchterne Verhältnis zum Nächsten meint, dem nur durch eine objektive Leistung und nicht durch eine Gesinnung

geholfen ist, durch eine Leistung, die wir ihm einfach schuldig sind. So sehr schuldig, daß, wenn wir sie erbracht hätten, wir vor Gottes Gericht doch nur sagen könnten: Wir sind unnütze Knechte, wir haben nur getan, was wir schuldig sind.

Wenn wir Christen sind, bedeutet ein solcher Gottesdienst, wie wir ihn feiern, nicht nur eine Besinnung auf die radikale Fragwürdigkeit, in der wir vor Gott und dem Nächsten stehen. Ein Gottesdienst ist auch für den Christen ein Gebet. Es gibt im letzten doch nur einen einzigen archimedischen Punkt, von dem aus wir den Egoismus unseres Herzens bewegen können. Er ist Gott und seine Gnade allein. Wir müssen ihn darum für uns selbst und alle, mit denen wir in unserer Gesellschaft leben, um seine Gnade für unsere unbekehrten Herzen bitten. Bei der nie auflösbaren Wechselwirkung zwischen Innerem und Äußerm, zwischen Gesinnung und Gesellschaft, zwischen ursprünglicher Freiheitsentscheidung und deren welthaften und gesellschaftlichen Objektivationen können wir uns nie darauf verlassen, daß unser Herz schon von uns weg zu Gott und dem Nächsten hin bekehrt sei. Denn das erlaubt uns das Spiegelbild der Gesinnung – die Gesellschaft – nicht. Und darum haben wir allen Grund, für uns und unsere Gesellschaft um die täglich neue Bekehrung der Herzen zu bitten. Wenn wir dies tun, beten wir schon für die Armen, Unterdrückten und vor Hunger Sterbenden, weil sie durch uns selber leiden. Und umgekehrt, wenn wir Gott für diese bitten, ist unsere Klage um sie unsere Anklage unserer selbst und das Gebet um Gnade für uns.

Karl Rahner, Münster

KOMMENTARE

Bischofssynode ohne Zukunft?

Die Ankündigung einer außerordentlichen Versammlung der Bischofssynode auf den kommenden Herbst hat bisher keine großen Wellen geschlagen. Die Erinnerung an den ersten Versuch im Herbst 1967 ist eben kaum dazu angetan, große Erwartungen für dieses Unternehmen zu wecken. Die Vorbereitung erwies sich damals in mehreren Punkten als äußerst mangelhaft, undurchsichtig und extrem kurial. Den Bischöfen ließ die Geschäftsordnung kaum Raum zur Initiative, und der Papst war durch seine Krankheit arg behindert. Zu einem Dialog mit ihm selbst kam es nicht, aber auch eine Konfrontation mit den verantwortlichen Instanzen seiner Kurie blieb weitgehend aus. Frappant war zudem die Isolierung der Bischöfe. Es fehlte ihnen der internationale Stab der am Konzil so fruchtbar und intensiv arbeitenden theologischen Experten (Periti), und es wurde fast alles getan, um ihnen die Begegnung mit den Journalisten zu ersparen. Selbst für den nach dem Willen des Papstes während einer Woche gleichzeitig tagenden Laienkongreß gab es seitens der Synode keinen «Briefkasten», sondern lediglich einen gemeinsamen Gottesdienst und zeremonielle Höflichkeitsbesuche. Die greifbaren Ergebnisse endlich beschränkten sich auf die inzwischen eingeführten Bereicherungen der Meßliturgie; der von der Synode gewünschte internationale Theologenrat blieb aus und auf die besprochene Glaubenskrise antwortete der Papst «allein» mit seinem persönlichen «Credo»; die brennenden Fragen zu Zölibat und Geburtenkontrolle aber hatte die Synode nicht einmal diskutieren dürfen.

Wirkte die Synode bei ihrem ersten Zusammentreten somit wie eine kircheninterne Angelegenheit und nicht als Organ einer auf die Welt hin geöffneten Kirche, so gab es nach einem humorvollen Wort Kardinal Conways, des von der Synode delegierten Ko-Präsidenten, doch mindestens einen Punkt auf der Aktivseite. Conway sah in der ersten Versammlung eine Art Probeflug, und siehe da: «die Maschine ist vom Boden abgekommen und ohne Unfall zur Abflugstelle zurückgekehrt!»

Positiv war auch die Art, wie die Synode auf die ihr vorgelegten diffizilen kontroversen Fragen der Glaubenslehre reagierte: sie ging überhaupt

nicht auf die einzelnen Punkte ein und beschränkte sich auf eine Wertung der Glaubenskrise im Sinne einer Wachstumskrise im Rahmen der gesamten kulturellen Umschichtung; sie überwand somit die Panikstimmung und gab ein Beispiel von Zuversicht.

Positiv war ferner, und dies liegt in besonderer Nähe zu unserem Thema, wie Kardinal Garonne, der neue Präfekt für die kirchlichen Studien, vor die Versammlung trat. Seine Rede wirkte, wie zu erfahren war, direkt und verantwortlich. Er forderte für sein Ressort (die Reform der Priesterbildung) die initiativ Zusammenarbeit der Einzelbischöfe im Rahmen der Bischofskonferenzen und den Erfahrungsaustausch von Konferenz zu Konferenz. Die Funktion seiner eigenen Amtsstelle umschrieb er im subsidiären Sinn einer Hilfe zur Koordinierung der Bestrebungen und zum Austausch von Informationen.

Doch eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Die Geschehnisse und Entwicklungen des vergangenen Jahres machen es begreiflich, daß in der Öffentlichkeit und selbst in kirchlichen Kreisen für den neuen, kommenden Versuch einer synodalen Versammlung in Rom wenig Interesse, eher Skepsis, wenn nicht gar Befürchtungen bekundet werden.

Der Papst selber ging bei der Ankündigung mit seinen Worten äußerst sparsam um. Im Vergleich zu den übrigen Ausführungen, die die traditionelle Weihnachtsansprache an die Kardinäle enthielt, war der Passus über die Synode bei weitem der kürzeste. Man erfuhr beiläufig, daß es sich diesmal um eine «außerordentliche» Synode handeln werde, das heißt um die zweite der drei in der Gründungsurkunde vom 15. September 1963 genannten Formen einer Versammlung des «Synodus Episcoporum».

1967 wurde die erste Spielart erprobt, die als «Generalversammlung» rund 200 Teilnehmer, wovon 137 eigens dafür gewählte Vertreter der Bischofskonferenzen, umfaßte und einen Monat dauerte. Von der bevorstehenden Synode heißt es, sie dürfte schon nach vierzehn Tagen wieder auseinandergehen und sich auf rund 130 Mitglieder beschränken. Die 95 Bischofskonferenzen werden lediglich durch ihre Präsidenten vertreten sein.

Rom und die Bischofskonferenzen

Das Wichtigste in der Ankündigung war die vom Papst der kommenden Synode bestimmte Aufgabe: sie soll «für eine bessere Zusammenarbeit mit dem Heiligen Stuhl und untereinander nach geeigneten Formen suchen». In einem Zusatz erinnerte der Papst an «ein vom II. Vatikanischen Konzil bestätigtes und propagiertes Prinzip kollegialer Zusammenarbeit und gemeinsamer Verantwortung», auf dem die nun zu prüfenden konkreten «Möglichkeiten gegenseitiger Hilfe» gründeten. Auch Msgr. *Rubin*, der Sekretär der Bischofssynode und als solcher die einzige dauernde Amtsperson der Synode, betont das Prinzip der Kollegialität als Basis für die Thematik der kommenden Versammlung.

Doch daneben scheint es in Rom eine sich deutlich artikulierende Tendenz zu geben, die an der nächsten Synode in erster Linie den päpstlichen Primat stärken und für bessere «Abstimmung» der Bischofskonferenzen mit Rom im Sinne betonter Abhängigkeit vom Zentrum sorgen will.

Bezeichnenderweise begründet der erste ausführliche Kommentar des «*Osservatore Romano*» zur kommenden Synode die Dringlichkeit der vom Papst bestimmten Aufgabe «ganz speziell» mit der Situation nach «*Humanae vitae*».¹

Die vatikanische Zeitung apostrophiert mit dieser Bemerkung offensichtlich die differenzierten Stellungnahmen verschiedener, vor allem zentral-europäischer Bischofskonferenzen. Diese Gremien nahmen bekanntlich ihre je eigene seelsorgliche Verantwortung in einer Weise wahr, die trotz nirgends unterlassener Treue- und Ergebnisbezeugungen gegenüber dem Papst, dem Stil und den Absichten maßgebender vatikanischer Instanzen zuwiderlief, jenen nämlich, die die Einheit der Kirche nach wie vor mit Uniformität verwechseln und jede noch so nuancierte Abweichung von der zentral gewiesenen Generallinie zum mindesten peinlich und dem «Prestige» der Kirche abträglich finden. Keine dieser gewichtigen kollegialen Stellungnahmen wurde denn auch im «*Osservatore Romano*» veröffentlicht, während die Publizierung zustimmender Einzeläußerungen kein Ende nahm.

Im weiteren erwähnt der Artikel die generelle Gefahr «partikularistischer Tendenzen» und die Bildung von «Kirchen in nationalen Dimensionen», wofür die Bischofskonferenzen einen Vorwand bieten könnten. Ihnen gegenüber möchte der Verfasser den Vorrang des Nachfolgers Petri im Rahmen der Gesamtkirche wie die Stellung des Einzelbischofs als «*Vicarius Christi*» für seine Diözese betont sehen. Die Frage läßt sich kaum unterdrücken, ob hier nicht das Wunschdenken der Kurialen zum Ausdruck kommt, es bald- und weitmöglichst wieder wie vor dem Konzil mit lauter «Stellvertretern des Stellvertreters» zu tun zu haben.

Einer, der sich wehrt

Gegen diese Tendenz, die in einer bereits im September im «*Osservatore Romano*» veröffentlichten Artikelserie (über die «Autorität der Enzyklika *Humanae vitae*») noch viel extremer zum Ausdruck kam, setzt sich mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit der prominente und sprachgewandte Erzbischof von Mecheln-Brüssel, Kardinal *Suenens*, zur Wehr. Seit der Veröffentlichung seines Buches «Die Mitverantwortung in der Kirche»,² worin er auf sieben verschiedenen Ebenen Pflichten und Möglichkeiten der Mitverantwortung aufzeigt, liegt ihm neben der Mitverantwortung der Laien vor

¹ «*Osservatore Romano*», 15. 1. 1969. Der Verfasser, P. *Gino Concetti OFM*, gibt zu, daß das Thema seine «tiefen Wurzeln in der Kollegialität der Bischöfe» habe; der «Charakter der Dringlichkeit» sei ihm aber «besonders seit dem Konzil und ganz speziell nach ‚*Humanae vitae*‘ zuteil geworden».

² Deutsch im Otto Müller Verlag, Salzburg 1968, 184 Seiten. Die sieben Ebenen der Mitverantwortung sind: 1. Ebene des Heiligen Stuhles (Bischofskollegium und sein Haupt, Bischofssynode, Kardinalskollegium, Römische Kurie), 2. Bischöfe und Bischofskonferenzen, 3. Priester, 4. Theologen, 5. Diakone, 6. Ordensleute, 7. Laien.

allem diejenige auf der höchsten Ebene der Gesamtkirche am Herzen. Und dies ausdrücklich im Hinblick auf die Bischofssynode. Schon zwei Monate vor der Ankündigung ihrer zweiten Versammlung sprach er darüber in Graz und neuesten in Oxford. Diese Ausführungen verdienen es, im Wortlaut – unser zweiter Kommentar – veröffentlicht zu werden. Sie erhalten aber erst ihre volle Dynamik durch den Ausgriff in die Zukunft, den *Suenens* ihnen vorausschickt. In ihm kommt echter, ungebrochener Konzilsgeist zum Ausdruck, der nicht am Buchstaben kleben bleibt, sondern die lebendige Bewegung wachhalten und weiterführen will:

«Ob wir nun wollen oder nicht, wir befinden uns schon jetzt auf dem Weg zu einem ‚*Vatikanum III*‘, mögen seine Umrisse auch noch verschwommen in einer unerkennbaren Zukunft liegen.»

«Die Kirche ist eine Kirche auf dem Weg, sie hat nicht das Recht, jemals stehen zu bleiben. Wenn sie innehält, dann nur zur Vorbereitung neuer Etappen.»

«Die Kirche ist in mancher Hinsicht immer ‚im Übergang‘. ‚Man hat behauptet, ich sei ein Übergangspapst‘, sagte Papst Johannes XXIII. gern und fügte dann hinzu: ‚Das stimmt; aber aus ständigen Übergängen entsteht die Kontinuität der Kirche.‘»

In dieselbe Reihe gehört ein Zitat von Henri Bergson:

«Was mich an Jesus besonders tief beeindruckt hat, ist seine Weisung, immer voranzugehen. So könnte man fast sagen, das bleibende Element am Christentum sei der Auftrag, niemals stehen zu bleiben.»

Auch ein Wort von Paul VI. führt *Suenens* an. Es stammt aus einem Schreiben, das der Papst am 21. September 1966 an den Internationalen Theologenkongreß (zur Theologie des *Vatikanum II*) richtete. «Die Konzilsdekrete», heißt es da, «sind weniger erreichte Zielpunkte, sondern vielmehr Ausgangspunkte für den Aufbruch zu neuen Zielen. Noch muß der Geist und der erneuernde Hauch, der vom Konzil ausgeht, das Leben der Kirche bis in die Tiefen durchdringen. Die Lebenskeime, die das Konzil in den Boden der Kirche gesenkt hat, müssen zur vollen Reife gelangen.»

Für *Suenens* ist der an pastoralen Auswirkungen reichste Lebenskeim die «Neuentdeckung des Gottesvolkes als Ganzes, als umfassende Einheit und – als Folge davon – die Mitverantwortung, die sich für jedes seiner Mitglieder daraus ergibt». Betont wird dabei vor allem, wie die «organische und funktionelle Unterscheidung zwischen Hierarchie und Laien» zu überschreiten ist: «hinaus auf die allen gemeinsame Ebene der Taufe»: aus ihr entfalten sich alle Berufungen, Funktionen und Charismen; von ihr entfallen alle Privilegien und Kasten; von ihr aus müssen auch Bischöfe und Papst zuerst als «Gläubige» gesehen werden.

Aus dieser «Priorität der Taufe» ergibt sich für *Suenens* als unmittelbare Folge die «Priorität der Gemeinschaft»: jeder muß seine persönliche Verantwortung mit der aller andern Gläubigen zusammen leben und sie in diese einfügen. Und so kann und muß man dann auch Einzelne und Gruppen auf Grund ihrer unterschiedlichen Funktionen im Ganzen unterscheiden. In diesem Sinn also sind auch die Ausführungen über Papst und Bischöfe zu verstehen.

Wir sagten oben, daß sich *Suenens* «wehrt». Er wehrt sich für die «Lebenskeime» und für den «Hauch», der sie befruchtet, und er wehrt sich gegen den rauhen Wind, der sie zu töten oder doch am Wachsen zu hindern droht, eh sie im je verschiedenen Boden gefaßt, daraus ihre Nahrung bezogen und zaghaft als junger Sproß sich ans Licht gewagt haben. Denkt man dabei wieder an unser Thema, die Bischofskonferenzen, wird man im Ernst nicht behaupten können, daß sie bisher ein bedrohliches Ungestüm an den Tag gelegt hätten. Es hat daher doch weitherum überrascht, wie scharf sie im vergangenen Oktober generell («die» Bischofskonferenzen!) wegen «übergebürlichen Voranschreitens» in der Erneuerung der Liturgie von höchster Stelle getadelt wurden, und dies in einem Kontext, der auf die Beibehaltung der geltenden «Formeln» und, mit besonderer Emphase, auf «Romanität»

pochte.³ Wie weit ist man hier von den «ersten Tagen», wo, vorgängig allem Gerede von Kollegialität, ausgerechnet in der Liturgiekonstitution und angesichts der Aufgabe einer schöpferischen, tiefgreifenden Anpassung an regionale und kulturelle Verschiedenheiten die grundlegende Kompetenz der Bischofskonferenzen im Sinne der Dezentralisierung und der Einheit in der Vielfalt verkündet wurde!

Wer sich wehrt, der hat noch nicht resigniert, ja sein Kampf gilt zuerst und zutiefst der Versuchung, die dahin führt: zum Schmollwinkel der Resignation und Lethargie. Ist diese Versuchung heute ob der niemand verborgenen reaktionären Tendenzen nicht weit verbreitet und sind wir ihr nicht schon zum Teil verfallen? Uns frappte kürzlich bei der Begegnung mit einem Niederländer die Zuversicht und der Durchsetzungswille, womit dieser Mann vom Ansinnen seiner Bischöfe unter Führung von Kardinal *Alfrink* sprach, ein bestimmtes, zumal in Holland, aber auch anderswo, brennendes Problem – das Wirken bzw. die Verwendung verheirateter Priester – über das europäische Bischofs-Symposium vor die Weltsynode in Rom zu bringen. So wie die Niederländer für ein bestimmtes Traktandum vorstoßen, so setzt sich der belgische Kardinal für eine wirksamere, die kollegialen Strukturen mehr aktivierende Vorbereitung und für eine den schöpferischen und sachgerechten Dialog besser fördernde Geschäftsordnung ein. Mögen seine kritischen Bemerkungen und konkreten Postulate bei der mit diesen Fragen betrauten Kommission⁴ nicht ungehört verhallen: «Damit die Synode leistungsfähiger wird, muß der Mechanismus sich erst einlaufen, die Fluggeschwindigkeit gesteigert und der Kurs genauer und klarer werden.» Das ist Suenens' Parole zum zweiten Probeflug. Je zielstrebig und freier er geplant wird, desto eher wird sich die stumpfe Interesselosigkeit in neue Erwartung und in aktive Zuversicht verwandeln.

L. Kaufmann

³ Rede an den Liturgierat vom 16. Oktober 1968.

⁴ Wir meinen die Kommission, die schon seit längerer Zeit beauftragt ist, die Anregungen zur Verbesserung von Arbeitsgang und Geschäftsordnung (Ordo Synodi) zu verarbeiten. Ihre Mitglieder sind: Kardinal *Felici* (Präsident), die Kardinäle *Villot*, *Conway* und *Confalonieri*, ferner der Schweizer Nuntius *Marchioni* und Msgr. *Rubin*, endlich als Sekretär der Kanonist Prof. *Bertrams* SJ. Über die Arbeit dieser Kommission und somit über den «Ordo» für die kommende Synode ist bisher nichts verlautet, was allmählich Besorgnis erregt. Eine zweite Kommission ist neu zur Ausarbeitung eines «Schema documenti», also eines Entwurfs (ähnlich der «Schemata» für das Konzil), zum Tagungsthema ernannt worden. Zum Präsidenten hat sie Kardinal *Confalonieri*, zum Sekretär Msgr. *Rubin*. Die weiteren Mitglieder sind die Kardinäle *Villot*, *Döpfner*, *Gracias*, *Zougrana* und die Erzbischöfe *Dearden* und *Brandao Vilela*.

Mitverantwortung mit dem Papst

Kardinal Suenens' Postulate für die Bischofssynode und die römische Kurie.¹

Für eine Mitverantwortung auf der höchsten Ebene der Gesamtkirche kann die Lage, glaube ich, folgendermaßen zusammengefaßt werden.

Das Erste Vatikanum hat die Bedeutung, die Rolle und den Primat des Papstes ins Licht gestellt.

Das Zweite Vatikanum hat, wenigstens in einem gewissen Sinn, die Bedeutung, die Rolle und den Sinn der bischöflichen Kollegialität und des Bischofsamtes als Sakrament hervorgehoben.

In der Praxis aber müssen diese beiden Tatsachen noch größtenteils miteinander in Einklang gebracht werden. (...)²

Allzuleicht ist man bei der Hand, einen Gegensatz zu konstruieren zwischen dem Papst, wenn er allein handelt, und dem Papst, wenn er als Haupt des Bischofskollegiums tätig wird.

Doch zeigen alle diese Erklärungen sehr deutlich, daß der Primat zwar tatsächlich ein besonderes Vorrecht des Papstes ist, es aber für ihn nicht in Frage kommen kann, ohne die Mitwirkung des Episkopats die Kirche zu regieren. Je mehr im übrigen der Episkopat eine selbsttätige, eigenständige Rolle spielt, desto mehr bekommen die Teilkirchen eine eigene Physiognomie – desto mehr entfaltet sich das christliche Volk in der Verschiedenheit seiner Riten, seiner theologischen Systeme und Konzeptionen, seiner örtlichen Disziplinen und Gebräuche. Desto mehr aber kann auch der Primat in seine spezifische Rolle eintreten: die Rolle der Sicherung und Gewährleistung der Einheit und des innersten Zusammenhaltes der Kirche.

In dieser Hinsicht können Artikel wie der des «*Osservatore Romano*» vom 5. September 1968, «*Il Papa decide da solo*» (Der Papst entscheidet allein), durch ihre Übertreibung Verwirrung stiften.³

Richtig ist zwar, wie der Verfasser schreibt, daß die Ausübung der höchsten Machtbefugnis nicht immer kollegial zu sein braucht (essere sempre collegiale); es wäre jedoch irrig, wollte man wie im genannten Artikel dieses Vorrecht als eine Macht auslegen, der etwas Willkürliches und Autoritäres anhaftet, als ob der Papst «über» der Kirche und in ihrer Leitung ganz «allein» dastände usw. Solches lag schon nicht mehr im Sinne des Ersten Vatikanums.

So steht selbst der Akt des Definierens, der als solcher dem Papst auch ohne die (wie am Konzil) als «Mitrichter» waltenden Bischöfe, absque episcopis coniudicantibus, zukommt, noch nicht außerhalb seiner Gemeinschaft mit der Kirche.

Gewiß hat der Papst im Verhältnis zur Gesamtkirche eine Rolle zu spielen; sie wird jedoch durch seine besondere Sendung bestimmt: das Wort «*sicut ab ipso suo munere requiritur*» (wie es von seinem Amt her gefordert wird) zeigt ihre Begrenzung an und wurde eben aus diesem Grund, trotz seiner Doppeldeutigkeit, dem Konzilstext hinzugefügt. Der Papst darf «jederzeit» zur Ausübung dieser seiner Machtbefugnis «die Initiative» ergreifen, und nicht «nur in bestimmten außerordentlichen Umständen», wie es der Gallikanismus behauptete. Dennoch weht einem in dem «*omni tempore ad placitum*» (jederzeit nach Gutdünken) etwas aus einem heute verflossenen Zivilisationsstadium, ein Hauch der Willkür an, und das ist bedauerlich.⁴

Größere Autonomie für den Gesamtepiskopat

Niemand wird die entscheidende Rolle des römischen Hirten bestreiten: er steht normalerweise dem Konzil vor; die Dekrete bedürfen seiner Bestätigung; schließlich liegt es an ihm, das Konzil zusammenzurufen. Bedauerlich ist, daß dieses Recht der Initiative als ein Recht dargestellt wird, welches «*ad placitum*», «wann es mir eben gefällt», ausgeübt werden kann. Das ist falsch. Das päpstliche Vorrecht muß in der Kirche, für die Kirche, im Sinne Christi ausgeübt werden, muß von der Sorge um das Wohl der Kirche, um das Heil, von pastoralen Erfordernissen von offensichtlicher Dienlichkeit bestimmt werden. Der Oberste Hirte hat die moralische Pflicht, sich diesen Kriterien zu unterwerfen.

Zur Rechtfertigung eines päpstlichen Eingreifens gibt es folgende Gründe: *salus ecclesiae*, *bonum ecclesiae*, *unitas ecclesiae*, *necessitas*, *evidens utilitas* (das Heil der Kirche, ihr Wohl, ihre Einheit, was ihr not tut, ihr unmittelbar einsichtiger Nutzen). Den Verfassern des genannten Artikels nach zu urteilen würden aber nun der Nutzen der Kirche, ihr Wohl, ihr Heil und ihre Bedürfnisse eine immer breitere Ausübung der päpstlichen Jurisdiktion erfordern, eine stets wachsende Zentralisierung also. Grundsätzlich und an sich könnte es jedoch auch anders sein. Der Nutzen, das Wohl und die Erfordernisse der Kirche können ebensogut eine Verminderung des päpstlichen Eingreifens erheischen, eine zunehmende Dezentralisierung. Eine auf den Episkopat hin orientierte Ekklesiologie könnte dieselben Grundsätze geltend machen, die auch päpstliches Eingreifen rechtfertigen, wenn auch in ganz anderem Sinne. So könnte man sich angesichts der geschichtlichen Lage der Kirche im zwanzigsten Jahrhundert die Frage stellen:

- Ob das Heil der Kirche nicht tatsächlich eine größere Autonomie für den gesamten Episkopat erforderte?
- Ob das heutige Wohl der Gesamtkirche sich nicht mit einer gewissen Dezentralisierung in der Verwaltung verträge?
- Ob die jetzigen Bedürfnisse der Kirche nicht ein Hervorheben der bischöflichen Vorrechte heischten?
- Ob der Nutzen der gegenwärtigen Kirche nicht in einer bestimmten öffentlichen Unterstützung der Vielheit und Verschiedenheit der Riten, Bräuche und kanonischen Konstitutionen läge? – Nochmals: Es handelt sich nicht darum, die dogmatischen Grundsätze anzutasten, sondern darum, daß sie auch in einer auf bischöflichen Perspektiven fußenden Ekklesiologie angewendet werden. Die Grundsätze bleiben die gleichen, sie sind unveränderlich; ihre Anwendung aber kann verschieden sein.

Die Mitverantwortung von Papst und Bischöfen ist ein mit der Struktur der Kirche aufs engste verbundenes Element. Doch ihre praktische Ausübung unter ihrem hierarchischen Aspekt kann je nach den historischen Umständen unterschiedliche Formen annehmen. Damit befinden wir uns nicht mehr im Bereich des göttlichen und zum Wesen der Kirche gehörenden Rechtes, sondern im Bereich der praktischen Anwendung und Ausführung, die den Gesetzen der Entwicklung und der ständigen Überprüfung unterliegen.

Hier hat das Konzil ein neues Organ ins Leben gerufen, das diesem Bereich der praktischen Durchführung angehört: die Welsynode der Bischöfe.

Damit die Bischofssynode zu einer kollegialen Praxis führt

Ein erster Versuch fand im Oktober 1967 statt: 200 Bischöfe der Gesamtkirche kamen in Rom als Vertreter ihrer jeweiligen Bischofskonferenzen zusammen. Hier genügt der Hinweis, daß dieses zwar schüchterne und tastende, im ganzen dennoch positive Experiment für die Zukunft schon die Notwendigkeit einiger wichtiger Verbesserungen sehen ließ, wenn die Synode der Bischöfe tatsächlich eine kollegiale Rolle spielen soll.

- So müßte beispielsweise die bischöfliche Mitverantwortung schon bei der Vorbereitung der Synode in Aktion treten.
- Das beinhaltet, daß die Bischofskonferenzen schon bei der Festlegung der Tagesordnung mitwirken und die «argumenta» vorschlagen können, deren Behandlung ihnen dringlich und für die Pastoral wichtig erscheint.
- Lange vor dem eigentlichen Beginn der Synode müßte ein intensiver Gedankenaustausch zwischen «Zentrum» und «Peripherie» stattfinden können, und zwar nicht nur über die Tagesordnung, sondern auch über das genaue Funktionieren des Ablaufs, so daß künftig schleppende Monologe zugunsten wahrer Zwiesprachen vermieden werden können.
- Wünschenswert wäre ebenfalls, daß Sachverständige in der Diskussionstechnik dazu beitragen könnten, diese an Möglichkeiten so reichen Begegnungen so wirksam wie nur eben möglich zu gestalten.

Was die Teilnehmerschaft an der Synode betrifft, wie wir sie erlebt haben, so wären bestimmte Fragen noch zu klären.

So wünschenswert zum Beispiel die Anwesenheit der Präfekten der römischen Kongregationen an sich auch sein möge, so sehr legt es andererseits ihre Funktion als Exekutivgewalt des Heiligen Stuhls nahe, ihnen kein Stimmrecht einzuräumen, wenn die Synode hierzu je bemächtigt würde. Es könnte dies nämlich die freie Ausübung der Kollegialität beeinträchtigen, die ja vor allem den Vertretern der Bischofskonferenzen zusteht.

Es ist auch nicht ersichtlich, aus welchem Grund Sachverständige (Experten) Mitglieder der Synode sein sollten, wie dies der Fall war.⁵ Das heißt natürlich keineswegs, daß ihre Anwesenheit nicht äußerst wertvoll wäre – ganz im Gegenteil.

Die Aufzählung der möglichen Verbesserungen hinsichtlich des Ablaufs der Debatten, der Abstimmung usw. ... ließe sich noch lange fortführen.

Im übrigen wurden die Bischofskonferenzen selber dazu aufgefordert, Verbesserungsvorschläge für spätere Synoden einzubringen. Hier soll nur herausgestrichen werden, wie wesentlich gerade aus ökumenischer Perspektive eine weniger passive, eine aktiv mitwirkende Teilnahme der Bischofskonferenzen an den Arbeiten einer Synode ist. Alles, was die Zwiesprache zwischen «Zentrum» und «Peripherie» betont und fördert, ist von größter Wichtigkeit. Gerade wenn wir den Pluralismus der Einzelkirchen in die Tat umsetzen, wird sich die zentrale Einheit besser herauschälen und vertiefen: wahre Einheit darf nicht mit Einförmigkeit gleichgesetzt werden, Konformismus ist noch kein Beweis des Gehorsams. Auf der höchsten Ebene obliegt uns die Aufgabe, die Gemeinschaft der örtlichen Kirchen innerhalb der katholischen Kirche zu verwirklichen. So erst ebnen wir den Weg für die sichtbare Gemeinschaft der christlichen Kirchen innerhalb der einzigen Kirche, für die wahre Hoffnung des Ökumenismus.

Die Vertretung in der römischen Kurie

Eine weitere Chance wurde dem Kollegialitätsprinzip durch die kürzliche Reform der römischen Kurie gegeben. Abgesehen von der Internationalisierung, die in dieser Richtung reiche Möglichkeiten eröffnet, sieht das Motu Proprio die Anwesenheit von sechs residierenden Bischöfen innerhalb jeder Kongregation vor. Das Prinzip ist erfreulich, die Resultate müssen sich erst in der Praxis zeigen. Alles wird hier wiederum davon abhängen, ob sich ein wahrhaft kollegialer Geist unter den benannten Bischöfen durchsetzt. Bisher waren die residierenden ausländischen Kardinäle Mitglieder der einen oder der andern Kongregation. In dieser Eigenschaft hatten sie das Recht, den Vollversammlungen beizuwohnen, wenn diese etwa mit einem ihrer Verbleibe in Rom zusammenfielen. Aber es ist ein offenes Geheimnis, daß eine solche Teilnahme viel mehr in der Theorie als in der Praxis bestand. Die Arbeitsmethoden der Kongregationen müßten neu durchdacht werden, damit die Mitwirkung der ausländischen Bischöfe einen wirklich gültigen Ertrag brächte. Sehr wichtig wäre es auch, während des ganzen Jahres und außerhalb der eigentlichen Begegnungen ihrer Mitarbeit eine wahre Beständigkeit zu gewährleisten. *Vieles wird von der Energie abhängen, mit der die Bischöfe die Initiative ergreifen und ihre pastoralen Auffassungen – wenn nötig gegen die der Kongregationen – verteidigen werden.* Damit der Dialog wirksam und fruchtbar sei, muß auch über tieferliegende und grundsätzliche Fragen diskutiert werden können. Es ist nutzlos, über Einzelfragen und Ausführungsmodalitäten reden zu wollen, wenn die Grundvoraussetzungen eines Problems vorher nicht in aller Freiheit besprochen werden konnten. Wenn dabei Bestehendes radikal in Frage gestellt wird, so beweist das nur, wie notwendig eine solche Diskussion war; sie ist der Preis, der für das Gelingen der gemeinschaftlichen Arbeit zu entrichten ist. Die Erfahrungen der vorbereitenden Kommissionen für das Konzil zeigen, wie weit die juristischen Bekümmernisse der Kongregationen und die Hirtensorgen der in der praktischen Seelsorge stehenden Bischöfe voneinander entfernt sein können. Man vergleiche etwa das ursprünglich von der Kongregation vorgesehene und der Vorbereitenden bischöflichen Kommission unterbreitete Schema mit dem Text, über den schließlich abgestimmt wurde, und man wird sehen, daß zwischen beiden eine Welt liegt.

Gewiß betrifft all dies in direkter Weise nur eine bestimmte Anzahl von Bischöfen, die nach der Ernennung durch ihre Kollegen oder nach direkter Ernennung nach Rom berufen wurden. Aber diese können zu Mittlern werden, durch die hindurch jeder Bischof an einer weiteren Entfaltung der kollegialen Verantwortung mitarbeiten kann. Es müßte einem

jeden klar werden, daß das Konzil in einem gewissen Sinn erst anfängt. Das Leben selbst ist schon immer überzeugender gewesen als Erklärungen, und seit Zenons Zeiten weiß man, daß es für die Bewegung keinen besseren Beweis gibt als das Fortschreiten.

Kardinal Joseph Suenens, Erzbischof von Mecheln-Brüssel

Anmerkungen

¹ Erster Teil eines Vortrags, den unser erster Kommentar situiert und dessen Einleitung ebendort zusammengefaßt ist. In deutscher Fassung, die wir mit geringfügigen stilistischen Verbesserungen übernommen haben, wurde der Vortrag am 22. Oktober 1968 in Graz gehalten. Zwischentitel und Anmerkungen stammen von der Redaktion.

² Hier folgt im Original ein ausführliches Zitat aus dem Werk von P. G. Dejaive SJ, *L'Episcopat et l'Eglise Universelle* (S. 655 ff.), das offenbar zuerst doch noch die Theorie für die Praxis anbieten soll, insofern darin die Gegenseitigkeit der Beziehungen von Papst und Bischöfen betont wird. Wir übergehen diesen Text aus Raumgründen, zumal im oben (Anm. 2) angezeigten Buch über die Mitverantwortung (S. 59 ff.) eine entsprechende Darlegung von Dejaive nachzulesen ist.

³ Der Artikel, der dritte einer Serie, ist gezeichnet von M. R. Gagnebet OP. Der Verfasser, Professor am Angelikum, ist Konsultor der Kongregation

für die Glaubenslehre. Vielleicht erklärt dies, warum Suenens weiter unten von «den Verfassern» (im Plural) spricht. Auch P. Concetti, der Verfasser des im ersten Kommentar erwähnten Artikels, steht den Prälaten des früheren Heiligen Offiziums nahe, hat aber dort noch keine im päpstlichen Annuario verzeichnete Funktion inne.

⁴ Suenens setzt sich hier mit dem Wortlaut der berühmten, dem Konzil durch die «höhere Autorität» aberlangten «Nota praevia» (Absatz 4) auseinander, auf die sich Gagnebet bezieht. Diese «erläuternde Vorbe-merkung» zur Lehre von der Kollegialität in der Kirchenkonstitution ist einer streng juristischen (oder sogar noch enger: prozeßrechtlichen) Perspektive verpflichtet, wie *Joseph Ratzinger* in seinem Kommentar im 1. Konzilsband des Lexikon für Theologie und Kirche (Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 1966, Seite 356) treffend bemerkt. Der Ausdruck «ad placitum», der «dem Papst eine absolutistische Machtfülle zuzuschreiben scheint», kann nach Ratzinger «nur besagen, daß der Papst bei seinem Handeln keinem äußeren Tribunal untersteht, das als Appellationsinstanz gegen ihn auftreten könnte, wohl aber an den inneren Anspruch seines Amtes, der Offenbarung, der Kirche gebunden ist», was eine «moralische Bindung an die Stimme der Gesamtkirche ohne Zweifel miteinschließt».

⁵ An der Synode von 1967 waren zwei vom Papst ernannte Experten zugleich Mitglieder. Andere Periti gab es nicht, weshalb Suenens in seinem Buch (Seite 68) ausdrücklich die «Abwesenheit von Theologen der verschiedenen Richtungen» beklagt.

RAUBGUT

Theologische Meditation zur Autorität in der Kirche

Die Diskussion über die Autorität in der Kirche ist seit einiger Zeit im Gange. Die Enzyklika «*Humanae vitae*» hat ihr eine neue Schärfe gegeben. Da die Argumentation des päpstlichen Dokumentes sehr wenige befriedigte, war es unumgänglich, daß die Frage nach dessen Autorität in den Vordergrund trat. Kann das päpstliche Lehramt auch dann eine innere Unterwerfung verlangen, wenn seine Gründe nicht überzeugend sind? Genügt allein die Berufung auf die Autorität? – Von vielen wurde diese Frage verneint. Um Beweise zu bringen, griff man auf die Geschichte zurück und rückte einmal mehr neuere und ältere Irrtümer, denen auch Päpste erlegen waren, ins grelle Licht der Öffentlichkeit. Viele freuten sich darüber mit kaum verstellter Schadenfreude, und sie zögerten nicht, die neueste Enzyklika in die Reihe älterer Skandalfälle einzuordnen. Andere dagegen ließen sich von diesen geschichtlichen Tatsachen wenig beeindruckten. Sie fuhren in ihrer Argumentation für die Autorität fort, wie wenn diese Warnungstafeln nicht bestünden. Wieder andere schließlich stellten sich mutig den Schwierigkeiten. Sie wiesen darauf hin, daß die kirchliche Autorität überall dort, wo sie nicht unfehlbar spreche, letztlich das Schicksal jeder menschlichen Autorität teile. Dies bedeute, daß man grundsätzlich zwar annehmen müsse, die Autorität treffe wegen ihres größeren Überblicks und wegen ihrer besseren Möglichkeit, sich Informationen zu beschaffen, eher das Richtige. Zugleich aber schließe dieses positive Apriori für die Autorität in Einzelfällen einen Irrtum nicht aus.

Diese letzte Haltung scheint sich nun gerade wegen ihrer Mäßigung und Ehrlichkeit wie von selbst zu empfehlen. Trotzdem aber will uns scheinen, daß auch sie an einem Übel krankt. Kann man denn so einfach die kirchliche Autorität mit jeder andern menschlichen Autorität vergleichen? Es gibt doch einen entscheidenden Unterschied zwischen beiden. Das kirchliche Lehramt beruft sich letztlich nicht wie jede andere Lehrinstanz auf Argumente, sondern auf seine Funktion, Hüterin der Offenbarung zu sein. Seine eigentliche und entscheidende Stütze sieht es nicht in der menschlichen Einsicht, sondern im Beistand des Heiligen Geistes. Würde es seine Lehraussagen im augenblicklichen Stand menschlicher Erkenntnis fundieren, dann dürfte sich kein besonnener Mensch ereifern, wenn auch diesem Lehramt von Zeit zu Zeit Irrtümer unterlaufen. Irren ist ja menschlich. Da es dies jedoch nicht tut, da es sich nicht auf seine eigene, sondern auf eine höhere Erkenntnis beruft, wird auch die Reaktion auf seine Irrtümer berechtigterweise eine andere sein. Darf man sich wundern, wenn man solche Fälle als Ärgernis empfindet?

Wie sollen wir nun zu diesem Ärgernis stehen? Bleibt vielleicht letztlich doch nur die Alternative, sich entweder als «Ungläubiger» an diesem

«Skandalum» zu freuen, oder als «Gläubiger» es in blindem Vertrauen zu übersehen? Wenn man sich in die traditionelle Lehre über das kirchliche Amt vertieft, dann scheint man in diese Alternative gedrängt zu werden. Nach dieser dürfte ein solches Ärgernis nicht vorkommen. Wenn es trotzdem plötzlich da ist, dann muß man eben alle Gründe suchen, die helfen können, es abzuschwächen oder «richtig zu interpretieren». Man soll dann alles Ungünstige mit einer gewissen Blindheit übersehen. In einer soziologisch und religiös geschlossenen Welt war eine solche Haltung – wenn nicht richtig, so doch wirksam. Heute aber hat sie neben dem Grundübel der Unehrllichkeit noch den Nachteil, nicht wirksam zu sein. Man wird darum unwillkürlich zur Überzeugung geführt, die Lehre über das kirchliche Amt befinde sich in einer Sackgasse. Aus Sackgassen kommt man aber nur heraus, wenn man den Weg bis zur Abzweigung zurückgeht.

Bei diesem Rückgang zeigt schon ein kleiner Überblick über das Werden und die Ausgestaltung der Theologie über die Kirche, daß man sich in der Frage des päpstlichen Amtes meistens auf wenige Verse der Heiligen Schrift abgestützt hat. Durch alle Jahrhunderte hindurch tauchen vor allem immer wieder Mt 16,18–19 und Joh 21,15–17 auf. Die Meditation und die gläubige Reflexion über diese Texte dürften darum entscheidend zur Entwicklung der Theologie des päpstlichen Amtes beigetragen haben. – Würden aber dabei die Schrifttexte nicht allzu zusammenhanglos gesehen? Dieser Frage wollen wir etwas nachgehen.

Petrus als Fels und Satan

Bei Matthäus stehen die Worte über die Schlüsselgewalt im Anschluß an die beiden Fragen, die Jesus an seine Jünger richtet: «Für wen halten die Menschen mich? Für wen haltet ihr mich?» Petrus gibt die Antwort: «Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.» Christus gibt darauf die bekannte Verheißung. Gleich danach schließt sich jedoch die erste Leidensweissagung an, und in diesem Zusammenhang steht noch ein ganz anderes Wort Christi an Petrus, nämlich: «Weg von mir, du Satan! Du bist mir ein Ärgernis; denn du denkst nicht die Gedanken Gottes, sondern die der Menschen» (Mt 16,23). Den Unterschied zwischen dem Fels-Wort Christi an Petrus und diesem Satan-Wort könnte man kaum größer denken. Trotzdem mag gleich der Gedanke kommen, ob die beiden nicht zusammengehören.¹

Ein Vergleich mit den andern Synoptikern zeigt, daß bei Lukas beide Worte fehlen. Bei Markus fehlt das Fels-Wort, das Satan-Wort jedoch findet sich bei ihm in ziemlich ähnlicher Form wie bei Matthäus (vgl. Mk 8,33). Die beiden Worte wurden also nicht gemeinsam überliefert. Dürfte dies nicht ein Anzeichen sein, daß Matthäus (oder die Tradition, auf die er sich stützte) die beiden bewußt zum gegenseitigen Ausgleich zusammengestellt hat? Und weiter: Muß nicht eine Theologie des Lehramtes beide Worte gleich ernst nehmen? Eine Forderung ist damit angedeutet. Ihre Verwirklichung hätte sehr weittragende Folgen. Gegengründe werden sich darum spontan melden.

Man mag sagen, das Fels-Wort habe die Form einer Verheißung. Es drücke den Willen Christi aus, der jetzt und für alle Zeiten gelte. Man könne darum auf diesem Wort eine allgemeingültige Theologie des Amtes aufbauen. Das Satan-Wort aber sei bedingt durch eine einmalige Verfehlung des Petrus. Es sei darum nichts mehr als ein biographisches Datum aus dem Leben des Apostelfürsten vor seiner endgültigen Bekehrung. Doch dagegen läßt sich fragen, wieso man gerade in diesem Punkt eine Theorie aufrechterhalten will, die sonst als überholt gilt. Heute ist ja allgemein anerkannt, daß die Evangelien uns nicht eine Biographie Christi und seiner Jünger, sondern Glaubensaussagen bieten wollen. Wenn man auch mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß das Satan-Wort auf Jesus selber zurückgeht,² so dürfte es trotzdem nicht aus einem historisierenden Interesse, sondern zunächst im Sinne einer Glaubensaussage überliefert und verstanden worden sein. Es muß darum auch einem Glaubensbedürfnis entsprechen haben. Welches könnte aber dieses Bedürfnis gewesen sein? Gab es schon in der apostolischen Zeit eine Auseinandersetzung über das petrinische Amt? War das Ereignis, das Paulus in Galater 2,11–14 berichtet, nicht ein Ausnahmefall, sondern etwas, das zum Leben der Urgemeinde gehörte? – Wie man diese Frage im einzelnen auch beantworten mag, das Wesentliche dürfte klar sein. Da das Satan-Wort als Glaubensaussage überliefert wurde, muß es auch eine allgemeine Bedeutung für den Glauben und im nähern für die Theologie des petrinischen Amtes haben.

Das Gesetz des Abfalls

In welchem Sinne diese allgemeine Bedeutung aber zu verstehen ist, zeigen die Grundlinien der Offenbarung. Diese ist ja nicht bloß die Mitteilung des Wortes Gottes an die Menschen, sondern im gleichen Akt die Geschichte der Annahme dieses Wortes. In dieser Geschichte gibt es verschiedene Elemente: Berufung durch Gott, Ablehnung bei den Menschen, Bekehrung zu Gott. Gerade aber im Bezug auf die Ablehnung zeigt das Alte Testament eine eigentliche «Gesetzmäßigkeit» auf. «Durch deine Vergehen hast du mich ermüdet ... Dein erster Vater hat schon gesündigt, und deine Mittler waren mir untreu» (Is 43,24–27). «Warum wendet sich dieses Volk so beharrlich ab?» (Jer 8,5).³ Auch das Neue Testament kennt die gleiche «Gesetzmäßigkeit». «Ärgernisse müssen kommen» (Mt 18,7). – Kann es da nicht auch ein «muß» geben für Petrus? Wird nicht auch er immer wieder die Gedanken der Menschen und nicht die Gottes denken? Spricht nicht das Satan-Wort von der geheimnisvollen «Gesetzmäßigkeit» des Abfalls auch bei den Trägern des petrinischen Amtes?

Man wird einwenden, es sei ja gerade wegen dieser «Gesetzmäßigkeit» des Abfalls ein unerschütterlicher Fels im neuen Gottesvolk nötig. Ohne ihn würde der Abfall in der Kirche bald die Oberhand bekommen. Ein festes Fundament, das vom Abfall nie bedroht werde, sei direkt gefordert. Dem stimmen wir auch ganz bei. Aber das wahre Fundament ist nicht Petrus, sondern Christus. Und der Geist, den er uns gesandt hat, garantiert, daß der Abfall nicht das letzte Wort hat. Wenn darum Christus auch noch den Petrus zu einem Felsen macht, dann muß dies in einem ganz andern Sinn verstanden werden. Gewiß wäre es für unser Denken einfacher, wenn man unsere Glaubensaussagen vom Fundament Christus zum Felsen Petrus einspurig weiterführen könnte, wenn man gleichsam bruchlos von Christus zum Miniatur-Christus Petrus übergehen könnte. Aber gerade im Christlichen sind alle einspurigen Aussagen zum Scheitern verurteilt. Sie führen immer in Sackgassen. Das Neue Testament spricht darum auch eine andere Sprache. Es liebt direkt scheinbar unversöhnliche Gegensätze. So sagt Christus von sich: «Ich und der Vater sind eins» (Joh 10,30), ein andermal dagegen: «Der Vater ist größer als ich» (Joh 14,28). Er fordert uns auf: «Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben» (Mt 10,16). Auch die Theologie

bedient sich der gleichen Redeweise. Sie spricht von Gott bald in der Einzahl und bald in der Dreizahl. Die Kirche konnte sogar mit dem widersprüchlichen, aber treffenden Bild «casta meretrix» (die keusche Hure) beschrieben werden.⁴ Es dürfte uns darum nicht überraschen, wenn auch die Funktion des Petrus nicht einlinig bestimmt werden kann, und wenn uns das Neue Testament so widersprüchliche Aussagen wie: «Du bist Petrus, der Fels» und «Hinweg von mir, du Satan» zumutet.

Amt im Doppellicht

Diese Worte stehen zudem in einem weiten Zusammenhang. Das alttestamentliche Amt erscheint sowohl bei den Propheten wie auch in den Texten des Neuen Testaments im genau gleichen Doppellicht. Christus greift die jüdischen Amtsträger nie grundsätzlich an. Trotzdem wird uns fast von der ersten bis zur letzten Seite der Evangelien berichtet, wie er mit ihnen im erbittertsten Kampf steht. Die «gewöhnlichen Sünder» erhalten von ihm nur Ermahnungen: «Geh, sündige von jetzt an nicht mehr» (Joh 8,11). Die Schriftgelehrten und Pharisäer jedoch werden mit Titeln belegt, die dem Satan-Wort an Petrus in keiner Weise nachstehen (vgl. Mt 23,13–36). Die höchsten Amtsträger, die Hohenpriester, stehen sogar am meisten in diesem Zwielficht. Einerseits gilt von ihnen das Orakel Gottes, das Isaias über Eljakim sprach: «Ich will ihm auch den Schlüssel des Hauses Davids auf die Schultern legen; und wenn er auftritt, so wird niemand schließen, und wenn er schließt, wird niemand auf tun» (Is 22,22). – Andererseits führen gerade sie den ganzen Widerstand gegen Jesus an. Sie trifft darum am meisten das Urteil, daß sie vom Teufel als ihrem Vater stammen (Joh 8,44). So kann Kaiphas den Juden raten, daß es besser sei, wenn Jesus umgebracht werde. Und trotzdem gilt von ihm: «Dies sagte er aber nicht von sich aus, sondern weil er Hoherpriester jenes Jahres war, weissagte er» (Joh 11,51). – In diesem Zusammenhang ist es auch interessant zu sehen, daß Petrus gerade in dem Augenblick das Satan-Wort zu hören bekommt, da er nicht verstehen will, daß Jesus von den Ältesten, Hohenpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werden muß (Mk 8,31–32). Die menschlichen Gedanken des Petrus stehen im Grunde denen der Hohepriester sehr nahe. Der alte und der zukünftige Schlüsselträger treffen sich wenigstens einen Augenblick lang in einer gemeinsamen Front gegen Christus.

Man mag dagegen nochmals einwenden, dies sei alles nur vor Ostern wahr gewesen. Jesus habe ja den Aposteln und allen voran dem Petrus den Heiligen Geist versprochen und später auch gesandt, und ihn gerade dadurch aus der zweideutigen Lage befreit, in der die Hohenpriester des Alten Testaments immer gefangen geblieben seien. Der Beistand des Heiligen Geistes bewirke eben, daß sich die neutestamentlichen Amtsträger gänzlich von denen des Alten Bundes unterscheiden. Wir möchten dem grundsätzlich nicht widersprechen, trotzdem aber einige Fragen stellen. Was bedeutet genau die Formel «Beistand des Heiligen Geistes»? Darf man sie ohne weiteres gleichsetzen mit «vor Irrtum bewahren»? Die Evangelien bieten doch von der Wirkung des Geistes ein ebenso doppelseitiges Bild. Bald gibt dieser Geist dem Petrus zu erkennen, was ihm Fleisch und Blut nicht offenbaren können. Ein andermal aber hilft er ihm, nach dem Fall nicht wie Judas zu verzweifeln, sondern über seinen Verrat bitterlich zu weinen. Der Beistand des Heiligen Geistes läßt also wenigstens unter einer Rücksicht den Petrus in der genau gleichen Lage wie die Hohenpriester: beide sind und bleiben Menschen in der Anfechtung. Der Unterschied liegt nur darin, daß für den Petrus der Fall nicht zum Verhängnis wird, sondern der Geist ihn zurückführt in die Gnade des Erbarmens Gottes.

In einer ersten Zusammenfassung glauben wir also sagen zu dürfen, daß alle Texte über die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die verschiedenen Worte über Petrus wenigstens

eines gemeinsam haben: sie zeigen, daß die Urgemeinde das von Gott gegebene Amt in einem doppelten Lichte sah. Es ist von Gott gewollt und ausgezeichnet, und zugleich stellt es die größte Gefahr für den Glauben dar. Nicht Sünder und Zöllner versuchen und bedrohen Jesus, sondern die Schriftgelehrten, die Hohenpriester und Petrus: «Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und die Dirnen kommen vor euch in das Reich Gottes. Denn Johannes ist zu euch gekommen mit der Lehre von der Gerechtigkeit, und ihr habt ihm nicht geglaubt. Die Zöllner und die Dirnen aber haben ihm geglaubt; ihr dagegen habt, als ihr es saht, hinterdrein nicht einmal Reue empfunden, so daß ihr ihm geglaubt hättet» (Mt 21,31-32). Was die Hohenpriester und Ältesten nicht taten, das hat Petrus getan. Er hat hinterdrein Reue empfunden. Bei dem Hohenpriester war darum der Schlüsselmann und Satan immer unlöslich verquickt. Auch in Petrus stehen sich die beiden oft so nahe, daß nur der göttliche Geist den Knäuel entwirren kann, und zwar bald durch das Geschenk einer höheren Einsicht und durch die Bewahrung vor dem Fall, bald aber auch durch die Gnade der Bekehrung nach dem Fall.

Trennung von Amt und Leben

Eine neue Frage müssen wir uns noch stellen. Ist dieser verwirrte Knäuel nicht eher in unserem Kopf? Hat ihn nicht Christus mit einem einfachen Wort schon längst entwirrt: «Auf Moses Stuhl haben sich die Schriftgelehrten und die Pharisäer gesetzt. Alles nun, was sie euch sagen, tut und befolget; aber nach ihren Werken tut nicht, denn sie sagen es und tun es nicht» (Mt 23,2-3). Gemäß diesem Wort habe man auch schon immer anerkannt, daß das persönliche Leben der Amtsträger Anlaß zum Ärgernis werden könne. Das Amt selber werde aber dadurch nie betroffen, und es sei auch durch alle Jahrhunderte hindurch unberührt geblieben. – Diese Lösung ist so einfach, daß sie sich bei näherem zusehen als zu einfach erweisen dürfte. Gewiß nehmen wir gerne an, daß die Unterscheidung zwischen Amt und persönlichem Leben in vielen, ja sogar in sehr vielen Fällen genügen mag, um Schwierigkeiten zu lösen. Es ist aber eine ganz andere Frage, ob man gestützt auf dieses eine Wort Amt und persönliches Leben grundsätzlich scheiden darf, und zwar so grundsätzlich, daß in einer vollständigen Amtstheologie der persönliche Glaube und das persönliche Versagen der Amtsträger mit keinem Wort erwähnt zu werden brauchen. Könnte die Unterscheidung nicht eine sekundäre und darum immer inadäquate sein innerhalb einer viel tieferen Einheit von Amt und persönlichem Glaubensleben?⁵ – Die Texte der Schrift scheinen eindeutig in diese Richtung zu weisen. So zeigen sie klar, daß Jesus nicht bloß das persönliche Leben der Hohenpriester und Schriftgelehrten angreift, sondern in vielen Fällen vor allem ihre Lehre.⁶ Bei ihnen sind ja Lehre und Leben so ineinander verquickt, daß jede durchgängige Unterscheidung völlig künstlich und willkürlich wirken müßte. Der Angriff Jesu trifft darum auch das Amt, auch wenn er dieses nicht grundsätzlich in Frage stellt. Dies gilt vom Amt im Alten Bunde. Noch mehr dürfte dies vom neutestamentlichen Amt wahr sein. Das neue Gesetz und damit auch das neue Amt sind ja nicht mehr äußerlich, sondern im Herzen verwurzelt. Achten wir nur auf den Bericht über die endgültige Einsetzung des Petrus. Die Worte «Weide meine Lämmer» (Joh 21,15) stehen als Antwort auf die Frage nach der größeren Liebe. Und gar dreimal wiederholt sich dieses Frage- und Antwortspiel. Dreimal werden also das Bekenntnis zur größeren Liebe und der Amtsauftrag ineinander verwoben. Wie soll man da diese Verschlingung sauberlich lösen und eine chemisch reine Amtstheologie konstruieren können?

In einem andern Einsetzungsbericht, den Lukas im Rahmen des Abendmahls bringt, sagt Jesus zu Petrus: «Simon, Simon, siehe, der Satan hat sich euch ausgebeten, um euch im Sieb zu schütteln wie den Weizen; ich aber habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre; und du, wenn du dich einset bekehrst,

stärke deine Brüder» (Luk 22,31-32). Zwei Verse später aber erfolgt schon der Gegenschlag: «Ich sage dir, Petrus: Der Hahn wird heute nicht krähen, bis du dreimal geaugnet hast, mich zu kennen.» Petrus ist also noch nicht bekehrt. Er wird es auch nach Pfingsten nie endgültig sein (vgl. Gal 2,11-13). Wenn er einerseits die Brüder zu stärken hat, dann braucht er andererseits immer wieder diese Brüder, damit sie ihn stärken. Darum kann das Wort «Hinweg von mir, du Satan» auch nach Pfingsten nie endgültig überholt sein. Darum war es auch möglich, daß Päpste sich geirrt haben. Wie Petrus haben auch sie mehr oder weniger oft nicht die Gedanken Gottes, sondern die der Menschen gedacht. Und wenn Petrus sogar für Christus zum Ärgernis wurde, ist es dann erstaunlich, daß auch kirchliche Amtsträger dem Volk Gottes zum Ärgernis werden?

Die Überwindung des Ärgernisses

Wenn Ärgernisse kommen müssen, dann dürfen wir wohl annehmen, daß die Heilige Schrift uns auch Hinweise gibt, wie diese zu überwinden seien. Auf einen ersten solchen Hinweis sind wir schon früher gestoßen. «Auf Moses Stuhl haben sich die Schriftgelehrten und die Pharisäer gesetzt. Alles nun, was sie euch sagen, tut und befolget; aber nach ihren Werken tut nicht, denn sie sagen es und tun es nicht.» Mit dieser Unterscheidung mögen, wie wir schon sagten, viele Schwierigkeiten gelöst werden. Die eigentlichen Ärgernisse liegen jedoch tiefer. Die Antwort finden wir aber im gleichen 23. Kapitel des Matthäus. Jesus beschreibt darin zunächst, wie die Pharisäer alle Werke nur tun, um sich den Menschen zur Schau zu stellen, wie sie Ehrenplätze einnehmen und wie sie sich von den Leuten Rabbi nennen lassen. Dann stellt er dagegen die Worte: «Ihr dagegen sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn einer ist euer Meister, ihr alle seid Brüder. Nennet auch niemand auf Erden euren Vater; denn einer ist euer Vater, der himmlische. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen; denn einer ist euer Lehrer, Christus» (Mt 23,8-10).

Zunächst sei nur nebenbei bemerkt, daß die ganze Titelpraxis der Kirche im Widerspruch steht zu dieser Aufforderung.⁷ Vom Abbé und Pater bis zum Heiligen Vater müßten sich alle anders benennen. Diese Titelfrage ist jedoch nicht das Entscheidende. Dahinter steht etwas Wichtigeres. Im biblischen Sprechen wird ja der Name oder Titel als Ausdruck für das Wesen benützt. Wenn wir niemanden Meister, Vater oder Lehrer nennen sollen, dann deshalb, weil wir als Christen keine Meister, Väter oder Lehrer haben. Jesus sagt es mit äußerster Klarheit: «... einer ist euer Meister, ihr alle seid Brüder ... einer ist euer Vater, der himmlische ... einer ist euer Lehrer, Christus.» Diese Worte stehen außerdem nicht allein. Die Lehre des Paulus, nach der nur der Geist uns vom Fluch des Gesetzes befreien kann, weist in die gleiche Richtung.

Ja schon im Alten Testament haben die Propheten gespürt, daß die Abhängigkeit von einem äußeren Gesetz und von menschlichen Lehrern in den wichtigsten Lebensfragen nicht der endgültige Zustand sein kann. Darum beschrieb Jeremias den Neuen Bund als einen Bund des Geistes: «Ich werde mein Gesetz in ihr Inneres legen und es ihnen ins Herz schreiben; ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein. Da wird keiner mehr den andern, keiner seinen Bruder befehlen und sprechen: „Erkennet den Herrn!“, sondern sie werden mich alle erkennen, klein und groß, spricht der Herr» (Jer 31,33-34). Und ähnlich Ezechiel: «Und ich werde das steinerne Herz aus eurem Leib herausnehmen und euch ein fleischernes Herz geben. Meinen Geist werde ich in euer Inneres legen und machen, daß ihr in meinen Satzungen wandelt und meine Gesetze getreulich erfüllt» (Ez 36,26-27).

Es zieht sich also vom Alten Testament her über Paulus bis in die Evangelien hinein eine Linie von Aussagen, die darauf insistieren, daß im Neuen Bund Gott allein der Lehrer und Meister ist, und daß er jedem Gläubigen direkt seinen Geist gibt und das Gesetz ins Innere des Herzens schreibt. Hätte man diese Linie so einseitig ernst genommen wie die Aussagen von

Mt 16,17-19 und Joh 21,15-17, dann wäre man wohl zur Überzeugung gekommen, daß in der Kirche Jesu Christi überhaupt keine Hierarchie Platz habe, daß sie ausschließlich eine Gemeinschaft von Brüdern sei. Man wäre dabei ohne Zweifel bedenklich einseitig geblieben. Die gegenteilige Einseitigkeit ist jedoch nicht besser.

Das letzte Konzil hat diese Schwierigkeiten gesehen und sich ihnen gestellt. Es hat gewagt, die Kirche zunächst als ein Volk zu beschreiben und das kirchliche Amt als einen Dienst innerhalb dieses Volkes darzustellen. Da es aber an der traditionellen Amtstheologie keine entscheidende Kritik üben wollte, fragt es sich, ob alles Reden vom Volk Gottes letztlich nicht in einer Zweideutigkeit stecken bleibt. Besteht nicht auch nach diesem Konzil das Dilemma weiter, entweder Mt 16,17-19 ganz ernst zu nehmen und dann alles, was dagegen spricht, umzuinterpretieren, oder aber sich völlig auf Mt 23,8-10 zu stützen und für die erste Textreihe taub zu sein? Die augenblickliche Krise in der Kirche zeigt, daß dieses Dilemma nicht ein rein akademisches ist, sondern daß es ans Mark greifen kann. Da sich zudem heute alle gegensätzlichen Meinungen auf Texte des Konzils berufen, dürfte auch mit Recht vermutet werden, daß diese Versammlung der Bischöfe das Dilemma nur stellte, aber nicht löste.

Trotzdem scheint uns das Dilemma nicht unlösbar zu sein. Der Schlüssel dazu dürfte sogar in einem kleinen Sätzchen der Schrift verborgen liegen. Nach Mt 23,8-10 steht im Vers 11: «Der Größte unter euch aber soll euer Diener sein», und danach: «Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.» Hat man nicht diese Worte in der traditionellen Amtstheologie ganz vergessen? Man hat in dieser Theologie immer bewiesen, daß dem Petrus und seinen Nachfolgern die Vollgewalt über das Volk Gottes gegeben worden sei. War dieser Beweis einmal geleistet, dann glaubte man, daß die hauptsächlichste Arbeit getan sei. Man brauchte ja nur noch auf den Papst anzuwenden, was das Recht oder eine Philosophie unter Vollgewalt verstanden. Ist diese selbstverständliche Anwendung jedoch berechtigt? Wenn nach den Worten Christi derjenige der Erste ist, der sich selbst erniedrigt, und wenn es heißt, daß die Ersten die Letzten sein werden, dann muß doch im Christlichen «Vollgewalt» etwas ganz anderes bedeuten als im Bereich des Rechtes oder einer natürlichen Philosophie.

Größere Liebe: Erniedrigung

Nach Joh 21,15-17 hat Jesus den Amtsauftrag an die größere Liebe des Petrus gebunden. Im Bericht über die Fußwaschung wird gezeigt, was mit der größeren Liebe gemeint ist, nämlich die Erniedrigung (Joh 13,2-17). Zwar ist es wieder Petrus, der diese Lehre zunächst nicht verstehen will. Doch schließlich willigt er ein, daß der erniedrigende Dienst an ihm getan wird. Er nimmt damit an, daß auch er selber sich erniedrigen muß. Was bedeutet aber «Erniedrigung» für ihn? Auf welche Weise muß er sich erniedrigen? Wohl zunächst dadurch, daß er einseht und eingesteht, wie schwer es ihm fällt, die Lehre seines Meisters richtig zu verstehen. Als kommender Führer der Gemeinde wird er der Erste sein. Seine Erniedrigung wird bedeuten, daß er einsehen muß, wie nahe in ihm der Satan noch beim Schlüsselmann steht. Das Wort «Du bist Petrus, der Fels» soll dem Simon den Kopf nie so füllen, daß er das andere Wort «Hinweg von mir, du Satan» überhört. Beim «stärke deine Brüder» darf er nie übersehen, daß er bald selber ein schwacher Verräter sein wird. Nur diese dauernde Erinnerung an die eigene Schwäche wird ihn davor bewahren, sein Amt falsch zu verstehen. Sie wird ihn verstehen lassen, was es heißt: «Liebst du mich mehr?» Sie wird darum der erste Schritt sein zu jener Erniedrigung, die den Petrus tatsächlich

zum Ersten macht. Würde er vor dieser Erniedrigung zurückschrecken, dann könnte er juristisch noch lange der Erste sein, in Wahrheit wäre er der Letzte. Der Satan hätte die Oberhand über den Schlüsselmann gewonnen.

Die Erniedrigung besagt aber noch mehr. Der Vers: «Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden», steht ja in naher Beziehung zu einem Hymnus, der uns im Philipperbrief berichtet wird: «Diese Gesinnung heget in euch, die auch in Christus Jesus war, der, als er in Gottes Gestalt war, es nicht für ein Raubgut hielt, wie Gott zu sein, sondern sich selbst entäußerte, indem er Knechtsgestalt annahm und den Menschen ähnlich wurde; und der Erscheinung nach wie ein Mensch erfunden, erniedrigte er sich selbst und wurde gehorsam bis zum Tod, ja, bis zum Tode am Kreuz» (Phil 2,5-9).

Wenn in diesen Versen Christus auch allen Gläubigen zum Vorbild hingestellt wird, so dürften sie doch eine besondere Bedeutung für den haben, der der Erste sein soll in der Gemeinde der Brüder. Wie Jesus Christus sein Gottgleichsein nicht für ein festzuhaltendes Raubgut hielt, sondern sich entäußerte, so darf wohl auch Petrus sich nicht an seine «Vollmachten» klammern, sondern muß sich gleichfalls entäußern. Er muß den Menschen, vor allem seinen Brüdern ähnlich werden, so daß er in der Erscheinung wie einer von ihnen erfunden wird. Wenn Petrus so zu einem der Brüder geworden ist, daß man nach außen nicht mehr sieht, wer der Erste und wer der Letzte ist, dann wird vollkommen das Wort gelten: «Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder.» Trotzdem wird die allgemeine Brüderschaft und die vollkommene Entäußerung des Petrus das wahre Amt nicht zerstören.⁸ Ob seiner Erniedrigung wird er ja im Augenblick, an dem Gott es will, wieder erhöht werden. Petrus wird der Fels sein und bleiben, auch wenn nach außen gar nichts mehr zu sehen ist. Ja gerade dann wird er der wahre Fels sein, weil er durch seine Erniedrigung den Satan in sich überwunden hat. Dadurch dürfte auch das Dilemma zwischen hierarchischer Kirche und der Gemeinschaft der Brüder überwunden sein. Durch die Entäußerung wird Petrus im vollen Sinne einer unter den Brüdern – durch die Erhöhung, die von Gott kommt, wird er zum wahren Felsen geschaffen.

Wenn dies alles – wie wir meinen – im alltäglichen Leben der Kirche wahr ist, so dürfte Petrus in Zeiten der Krise noch eine besondere Bedeutung zukommen. Die Krise bringt die Kirche ja in eine Lage, in der die Liebe Schaden leidet. In einer solchen Zeit darf Petrus nicht warten, bis seine «Untergebenen» sich bekehrt haben. Er wird nur dann der wahre Fels sein, wenn er sich daran erinnert, daß er das Bekenntnis zur größeren Liebe abgelegt hat. Größere Liebe heißt aber, daß er nicht wartet, bis die andern ihre Liebe zeigen, sondern daß er sich in einem solchen Augenblick seiner «Vollmachten» entäußert, daß er zu seinen Brüdern hinabsteigt und durch diesen Abstieg die wahre Liebe auch in ihnen wieder weckt. Wenn sich so Petrus vom Ersten zum Letzten erniedrigt, dann werden die Gläubigen wieder voll zu einer Gemeinde von Brüdern werden. Die Krise ist dadurch im wesentlichen überwunden.

Wer nun glaubt, so etwas sei gegen die Würde des Amtes oder sei Schwäche oder gar Verrat an der Aufgabe, der dürfte wohl nur zeigen, daß er die Wahrheit der Erniedrigung Christi nicht richtig erkannt hat oder im Grunde gar nicht an sie glaubt. Er meint darum auch, er müsse dem Stellvertreter Christi eine ähnliche Erniedrigung ersparen. Was bleibt aber noch vom petrinischen Amt, wenn es nicht mehr ganz eingetaucht ist in

Anmerkungen

¹ Vgl. H. Küng, Die Kirche, Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 1967, S. 556.

² Erich Dinkler, Petrusbekenntnis und Satanswort, in: Zeit und Geschichte, Dankesgabe an R. Bultmann, herausgegeben von E. Dinkler, Tübingen 1964, S. 127-153. Oscar Cullmann, Petrus, Werkzeug des Teufels und Werkzeug Gottes, in: Vorträge und Aufsätze, Zürich/Tübingen 1966, S. 202-213.

³ Vgl. H. U. v. Balthasar, Sponsa Verbi, Johannes-Verlag, Einsiedeln 1961, S. 208-215. – ⁴ Ebd. S. 203-305. – ⁵ Ebd. S. 80-147.

⁶ Vgl. Mt 9,1-7. 9,34. 12,1-14; 22-37. 15,1-14. 16,12. 22,41-46 und parallele Stellen.

⁷ H. U. v. Balthasar, Sponsa Verbi, S. 411.

⁸ Vgl. «Brüderliche Autorität» bei: A. Müller, Priesteramt und kirchliche Autorität, Ordenskorrespondenz ⁹(1968), S. 154-167.

den Glauben an den Abstieg Christi? Ist es noch mehr als ein Wahngemalte, das man wie ein Raubgut festzuhalten sucht?

Das eigentliche Dilemma, von dem wir oben sprachen, dürfte also nicht zwischen einer hierarchischen und einer «demokratischen» Kirche liegen, sondern darin, ob man an die Erniedrigung Christi glaubt und sie auch im Leben der Kirche ernst

nimmt oder nicht. Petrus glaubt dann wahrhaftig, wenn er sich so entäußern kann, daß er in allem wie ein anderer Bruder erscheint. Und wir glauben dann wahrhaftig, wenn wir trotz der Irrtümer und Fehler des Petrus nie letztlich an ihm irre werden, sondern unser Vertrauen immer wieder erneuern.

R. Schwager, Fribourg

BUCHMARKTFORSCHUNG

Als die Frankfurter Buchmesse 1949 zum ersten Mal ihre Pforten öffnete, waren dort nur 205 deutsche Aussteller mit ihren Druckerzeugnissen vertreten. Auf der Messe vom vergangenen September waren es 3013 Aussteller aus 57 Ländern, welche rund 200 000 Bücher anboten. Diese ungeheure Entwicklung war nicht allein eine Folgeerscheinung des deutschen Wirtschaftswunders. Die globale Situation nach dem Zweiten Weltkrieg ist durch eine wahre Bücherexplosion gekennzeichnet. Die Weltbuchproduktion während der letzten 15 Jahre ist schätzungsweise von zweieinhalb auf über fünf Milliarden Exemplare angewachsen. Damit hat die internationale Literaturindustrie eine derartige Größenordnung erreicht, daß es unerläßlich geworden ist, auf wissenschaftlicher Basis die Absatzmärkte zu erforschen, die Produktion großräumig zu organisieren, die Bedürfnisse und Verhaltensweisen der Lesermassen zu untersuchen, kurz gesagt: Buchmarktforschung zu betreiben.

Das Buch ist heute zu einem Massenartikel geworden, der insofern den Gesetzen von Produktion und Konsum unterliegt. Das mögen jene bedauern, die am esoterischen Heiligenschein der Literatur festhalten wollen. Es hat indes sehr wohl einen Sinn, die Welt der Bücher mit den Methoden der Statistik zu erfassen. Die bisher vorherrschende qualitative, ästhetisch wertende Literaturbetrachtung muß dringend durch eine qualitative, zahlenmäßige Erfassung des Literaturbetriebes ergänzt werden. Zur Geschichte der Literatur, zur Interpretation und Kritik der Literatur muß die Literatursoziologie oder Buchmarktforschung als neuer Zweig der Literaturwissenschaft hinzutreten, wenn anders wir der veränderten Lage der Dinge gerecht werden sollen. Freilich sind gerade auf diesem Gebiet manche statistischen Angaben bisweilen unsicher und ihre Interpretation schwierig. Trotzdem sind Zahlen besser als noch so schöne Worte geeignet, ganz nüchtern Sachverhalte aufzudecken, die wir nicht selten zu nächst als absurd zurückweisen möchten. Sie zeigen unbestechlich, wie Frau Prof. Noelle-Neumann in ihrem Festvortrag an der letzten Frankfurter Buchmesse ausführte, die Divergenz zwischen liebgewordenen traditionellen Vorstellungen und der modernen Wirklichkeit, die sich oft rascher um uns herum entwickelt, als wir vermuten!

Die deutsche Buchproduktion

Eine erste Orientierung über den deutschen Sprachraum gewährt einen Blick auf die Buch-Titel-Produktion. Um die genaue Anzahl der Buch-Exemplare zu erhalten, müßte man die jeweilige Auflagenhöhe kennen, welche jedoch manchmal ein wohlgeheutes Geschäftsgeheimnis des Verlegers darstellt. Trotz dieser Einschränkung lassen sich aus der Titelstatistik interessante Schlüsse ziehen. Die deutschsprachige Gesamtproduktion des Katastrophenjahres 1945/46 bildete einen absoluten Tiefstand mit nur 2409 Titeln. Er war sogar wesentlich niedriger als nach dem Ersten Weltkrieg, wo für 1918 immerhin 14 743 Titel angegeben werden. Übrigens bedeutete das Jahr 1913 mit mehr als 35 000 Titeln einen Höhepunkt, der erst in den sechziger Jahren wieder eingeholt wurde! Bereits für 1952 werden 22 154 und zehn Jahre später 37 211 Titel notiert. In diesen beiden Jahren beträgt der Anteil der Schweiz (nur deutschsprachige Publikationen) zwischen 15 und 16 Prozent. Zum Vergleich sei angemerkt, daß die USA 1962 nicht ganz 22 000, Großbritannien etwas über 25 000 Titel hatte. Die Statistik, welche H. F. Schulz für die Periode von 1911 bis 1958 aufstellte, macht deutlich, wie die Bücherproduktion von den jeweiligen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Ereignissen abhängt. So erlangten beispielsweise die Neuauflagen «alter» Bücher in den Jahren 1942 und 1945 fast das Doppelte des für normale Zeiten üblichen Prozent-

satzes, weil die schöpferische Kraft der Autoren gelähmt oder ausgeschaltet war und die Verleger ihre Zuflucht zu Neuauflagen bewährter Erfolgsbücher nahmen. Bemerkenswert sind auch die Neuauflagen von Schulbüchern. Sie steigen ab 1951 plötzlich an und betragen 1955 und 1958 rund das Dreifache des Jahres 1950. Das erklärt sich u. a. mit der Entnazifizierung, einer Arbeit, welche ihre Zeit erforderte, so daß man unterdessen auf ältere Schulbücher zurückgreifen mußte. Umgekehrt nimmt in den fünfziger Jahren der prozentuelle Anteil aller Neuauflagen an der Gesamtproduktion ab. Denn der erste literarische Nachholbedarf war damals offenbar gedeckt, und die Verleger fanden wieder den Mut zu neuen Büchern. Damit stimmt überein, daß in diesem Jahrzehnt aufs Ganze gesehen jedes achte deutschsprachige Buch eine zweite Auflage erlebte, dagegen jedes dritte Schulbuch. Der Absatzmarkt der Schulbücher ist ja überhaupt viel genauer abgegrenzt als zum Beispiel derjenige der sogenannten Schönen Literatur, und daher das Risiko der Verleger viel geringer. Wie treffend statistisches Zahlenmaterial die industrielle und spätbürgerliche Struktur unserer Zivilisation zu charakterisieren vermag, geht aus einer Tabelle jener 144 Bücher hervor (von H. F. Schulz), die im Zeitraum von 1950 bis 1958 am erfolgreichsten waren, das heißt die auf über hundert Auflagen oder auf über eine halbe Million Exemplare kamen. Nebenbei gesagt, stammt kein einziges dieser 144 Bücher aus der Schweiz oder aus Österreich! An der Spitze steht *Wilhelm Friedrichs* «Tabellenbuch für das Metallgewerbe A», das 1958 nach Angaben des Dümmler Verlags in Bonn die 891. Auflage erlebte, mit anderen Worten: in 2,85 Millionen Exemplaren gedruckt wurde. Es ist ein Fachbuch für Handwerker, das auch in Berufsschulen eingeführt ist. Eine kaum faßbare Zahl, zumal das Buch ausschließlich für Angehörige des Metallgewerbes bestimmt ist und sonst niemanden interessiert. Der Berufsschuldirektor Friedrich hat noch andere Tabellenwerke – für Elektrotechnik, Holzgewerbe usw. – verfaßt, so daß alle Friedrich-Bücher insgesamt auf siebeneinhalb Millionen kommen. Nicht mitgerechnet jene, die in manchen Ostländern unautorisiert nachgedruckt wurden, u. a. in China. – An 2., 19., 29. und 85. Stelle dieser Tabelle rangieren vier verschiedene Ausgaben der fünfstelligen Logarithmentafeln von Gauß. Rechnet man noch drei weitere, weniger erfolgreiche Spezialausgaben dazu, dann ergeben sich (Stand 1958) 980 Auflagen. Diese Zahlen sind ein deutlicher Spiegel des deutschen Wirtschaftswunders!

Nun finden sich aber unter den ersten zwölf Nummern dieser Tabelle auch vier Werke von *Wilhelm Busch*, nämlich «Kritik des Herzens», «Herr und Frau Knopp», «Abenteuer eines Junggesellen» und «Julchen». Diese vier haben zusammengekommen 959 Auflagen erreicht. Wahrscheinlich sind es in Wirklichkeit mehr als 1000 gewesen. Über die Auflagen von «Max und Moritz» war nicht einmal der Originalverlag imstande, einigermaßen sichere Auskünfte zu geben. Seitdem ist ja der Autor in die statistisch nicht mehr zu erfassende Unsterblichkeit der nachdruckfreien Ausgaben eingegangen. Es mag den Sozialpsychologen allerhand zu denken geben, daß der sentimentale, satirische Humor Wilhelm Buschs, der durchaus der spießbürgerlichen Mentalität des 19. Jahrhunderts angehört, bis in unsere Tage hineinreicht! Doch gar so schlimm ist es auch wieder nicht: in der besagten Tabelle ist die sogenannte Belletristik mit 63 Titeln vertreten, wovon auffallend wenige, nämlich nur ein Drittel, zur anspruchslosen Trivialliteratur zu zählen sind.

Indes – kaum ein Bestseller ist jemals vom Himmel gefallen. Und nicht jedem geht es so wie Remarques «Im Westen nichts Neues», das es im Jahr seines Erscheinens 1929 auf ungläubliche 180 Auflagen brachte (bis 1958 dann «nur» noch auf 254 Aufl.). Um ein korrektes Bild zu erhalten, darf die Lebensdauer dieser Bücher nicht außer acht gelassen werden. Und da ergibt sich nun, daß beinahe die Hälfte der in der Tabelle angeführten Büchergiganten zwischen 30 und 90 Jahre alt, dagegen nur zwanzig jünger als 20 Jahre waren (von ihrem ersten

Erscheinen an gerechnet). Die meisten haben also ihre Auflagenzahl im Verlauf einer längeren Zeitspanne erreicht. Daraus kann man ihre «Wachstumsgeschwindigkeit» ablesen. Von den 124 Büchern, die älter als 20 Jahre waren, hatte nur eines, «der Friedrich», mehr als zehn Auflagen im Jahresdurchschnitt, von den zwanzig «Jüngsten» aber schon dreizehn! Ein Zeichen dafür, daß die Wachstumsgeschwindigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg sprunghaft zunimmt, das heißt, daß in kürzerer Zeit mehr produziert wird.

Zu diesen «Jüngsten» gehört auch das einzige Taschenbuch, das in der Tabelle aufscheint, «Das Tagebuch der Anne Frank» aus der Fischer-Bücherei. Es macht überhaupt den Anschein, als ob das Taschenbuch die moderne Revolution des Buches entscheidend mitbewirkt. Rowohl hat, nach angelsächsischem Vorbild, 1950 damit begonnen. Seine bekanntesten Vorläufer im deutschen Sprachraum waren die Reclam-Bändchen gewesen, die bis 1942 die größte Buchreihe der Welt bildeten. Der Verlag hat seit seiner Gründung 1867 bis 1942 (in Leipzig) etwa 273 Millionen, von 1947 bis 1967 (in Stuttgart) abermals 118 Millionen Exemplare gedruckt. Also auch hier eine starke Beschleunigung der Produktionsgeschwindigkeit! Das ist um so erstaunlicher, als die Reclam-Bändchen ihr bescheidenes Kleid beibehalten haben – im Gegensatz zu den attraktiv aufgemachten Taschenbüchern. Es gibt heute über siebzig «deutschsprachige» Verlage, die, zum Teil ausschließlich, Taschenbücher herausbringen. Deren Summe übersteigt schon jetzt, nach nur 19 Jahren, die Gesamtsumme aller Reclam-Bändchen! Bis 1959 durchbrachen 12 Prozent der Taschenbücher, mehr als 300 – ohne Reclam –, die Schallmauer von 100 000 Exemplaren. Was das im einzelnen besagt, kann man am Vergleich zwischen der Originalausgabe und der betreffenden Taschenbuchausgabe sehen. Häufig werden ja erfolgreich gewesene Bücher als Taschenbücher neu herausgebracht. Manche sind schon in wenigen Wochen auf jener Auflagenhöhe, für welche die Originalausgaben oft Jahrzehnte benötigten. Nicht selten übertreffen sie diese um ein Vielfaches (zehn- und zwanzigfach).

Dennoch scheint die Invasion der modernen Taschenbücher die «normale» Buchproduktion höchstens relativ beeinträchtigt zu haben. So ist etwa der Umsatz des deutschen Sorti-

mentsbuchhandels von 1960 bis 1965 jährlich im Durchschnitt um 10 Prozent gestiegen. Und der Gesamtumsatz des Einzelhandels betrug 1965 in der Bundesrepublik rund 130 Milliarden DM, mehr als das Doppelte des ganzen Bundeshaushalts jenes Jahres. Man sagt bisweilen: Bücher verleihen den flüchtigen Gedanken der Menschen Dauer und Bestand. Das ist nur sehr bedingt richtig. Denn 85 Prozent aller Bücher sind Erstdrucke, und dieser Vorgang wiederholt sich jedes Jahr von neuem. Die überwiegende Mehrzahl sind Eintagsfliegen. Und immer mehr kommt es darauf an, stets das Neueste und Aktuellste zu bieten. Auf der Frankfurter Buchmesse im September 1967 waren die ersten Publikationen über den arabisch-israelischen Krieg entweder ausgestellt oder kurzfristig angekündigt. Ebenso war es im vergangenen September mit den Prager Ereignissen und den Studentenunruhen. Ganz allgemein kann gesagt werden: je höher die Masse der Bücher anschwillt, desto kürzer ist ihre Lebenszeit im Bewußtsein der Lesermassen.

Zu all dem kommt noch hinzu, daß ja auch die Auflagen der deutschen Tagespresse – gleichfalls ein massenhafter Lesestoff! – von 1954 bis 1965 um 35 Prozent gewachsen sind, von den Illustrierten ganz zu schweigen. Aber wer hätte je gedacht, daß die «alten» Illustrierten (also etwa «Stern», «Quick», nicht jedoch «Eltern» oder «Es») sowie die sogenannten Kaufzeitungen (zum Beispiel die Bild-Zeitung) im Jahre 1968 erstmals eine leicht rückläufige Tendenz aufweisen?

Es besteht wohl nicht der geringste Grund zu der Annahme, daß die Bücherproduktion im deutschen Sprachraum 1969 nicht wiederum umfangreicher sein werde als 1968. Und es ist auch nicht abzusehen, wann die Sättigung dieses Marktes eintreten könnte.

(Fortsetzung folgt)

Dr. Georg Bürke, Wien-Kalksburg

An unsere Abonnenten in der Schweiz!

In diesen Tagen versenden wir die numerierten Einzahlungsscheine. Wir bitten Sie, bei der Einzahlung des Abonnementsbetrages diese zu benutzen. Sie erleichtern uns damit die Arbeit. Für Ihr Verständnis danken wir.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Albert Ebnetter, Ludwig Kaufmann, Joseph Renggli

Ständige Mitarbeiter: Georg Bürke, Wien; Jakob David, Dortmund/Zürich; Alfons Gommenginger, Zürich; Robert Hotz, Lyon/Zürich; Joseph Rudin, Zürich/Innsbruck/Fribourg

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich. ☎ (051) 27 26 10

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
 Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975) – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 (Vermerk «Orientierung» 26849) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung» C.E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung» – Dänemark: P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 17.— / DM 18.— / öS 100.— / FF 20.— / bFr. 210.— / dän. Kr. 28.— / Lire 2500.— / US \$ 5.—
 Halbes Jahr: sFr. 9.— / DM 9,50 / öS 60.—
 Gönner: sFr. 22.— / DM 23.— / öS 130.—
 Studenten: jährlich sFr. 10.— / DM 10.— / öS 70.—
 Einzelnummer: sFr. 1.— / DM 1.— / öS 6.—

Dr. J. David SJ

Das Naturrecht in Krise und Läuterung

Eine kritische Besinnung

Die Naturrechtsidee – Wandelbares Naturrecht – Kirchliche Lehrkompetenz in Fragen des Naturrechtes? – Eine sehr aktuelle Schrift!

91 Seiten, 2. deutsche Auflage. DM 6,50. Verlag J. P. Bachem, Köln 1969.

Sieben erschien auch eine französische (Éd. du Cerf, Paris), spanische (Salamanca) und italienische Übersetzung (Rom).

Ein außerordentlicher Bucherfolg!

Innerhalb von 2 Jahren erscheint das Buch in der 8. Auflage

E. B. HEIM

Die Ver-HERR-lichung Gottes

Weltbild eines Arztes
 264 S., engl. broch., DM/Fr. 9,80

Die Verbreitung dieses Buches geschah nicht durch auffällige Propaganda. Es wurde von Hand zu Hand empfohlen, weil es den offenen Fragen des heutigen Menschen Antwort gibt. Der Autor, als Mediziner mit dem Mikrokosmos vertraut, durch eingehende Studien am Makrokosmos interessiert und aus tiefem Herzen gläubig, zeigt die Übereinstimmung des modernen Weltbildes mit dem christlichen Glauben auf und weist auf die zwingenden Folgerungen für das religiöse Leben hin. In einer Zeit, da viel diskutiert, angezweifelt und abgetan wird, hat dieses überzeugende Buch seine große Aufgabe gefunden und ist auch entsprechend aufgenommen worden.

CHRISTIANA-VERLAG

CH-8260 Stein am Rhein D-77 Singen, Postfach 110

AZ
 Zürich 1

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion